
AKTUELL BILDUNG WISSENSCHAFT

Studiensituation und studentische Orientierungen

9/92


Vierte Erhebung zur Studiensituation



Der Bundesminister für Bildung und Wissenschaft · Referat
Öffentlichkeitsarbeit · Postfach 20 01 08 · 5300 Bonn 2

BMBW

REIHE
BILDUNG – WISSENSCHAFT – AKTUELL 9/92

Tino Bargel / Johann-Ulrich Sandberger / Michael Ramm

Studiensituation und studentische Orientierungen

Vierte Erhebung zur Studiensituation an Universitäten
und Fachhochschulen

Kurzfassung

Bonn 1992
Herausgegeben vom
Bundesminister für Bildung und Wissenschaft

Vorwort

In einer Phase hochschulpolitischer Weichenstellungen bieten repräsentative Befragungen und gesicherte Daten zur Situation, den Einstellungen und den Verhaltens- und Arbeitsweisen der Studierenden wichtige Grundlagen zur Formulierung und Weiterentwicklung der Hochschulpolitik und Hochschulplanung des Bundes.

Seit 1982 haben Professor Hansgert Peisert und seine Konstanzer Arbeitsgruppe für Hochschulforschung im Auftrag des Bundesministers für Bildung und Wissenschaft im Zwei- bis Dreijahresrhythmus insgesamt vier Befragungen an Universitäten und Fachhochschulen durchgeführt. Die Ergebnisse der vierten Befragung zu Studiensituation und studentischen Orientierungen, die im Wintersemester 1989/90 erfolgte, sind in dieser Veröffentlichung zusammengefaßt.

Die Studie bietet eine Fülle von Material zu bildungspolitisch bedeutsamen Fragen wie der Studienfachwahl, der Studienplanung und Studiendauer, aber auch der Lehrqualität und den Belastungen der Studierenden, die sich aus den wachsenden Studentenzahlen und überfüllten Hochschulen ergeben. Sie enthält wichtige Informationen gerade auch für die Hochschulen und Länder.

Insgesamt zeigt sich ein positives Bild von Motivation und Arbeitshaltung der Studentenschaft. Auch hat im Vergleichszeitraum die Bereitschaft der Studierenden, ihr Studium zügig abzuschließen und sich damit einen Wettbewerbsvorteil auf dem Arbeitsmarkt zu sichern, weiter zugenommen; allerdings belegt die amtliche Absolventenstatistik einen noch anhaltenden Trend zum Anstieg der durchschnittlichen Fachstudienzeiten und des Alters der Absolventen. Für diese wenig erfreuliche Entwicklung sind neben dem gestiegenen Alter zum Zeitpunkt der Studienaufnahme unter anderem Erwerbstätigkeit neben dem Studium, Zeitverluste bei der Wiederholung von Prüfungen, die Erwartung ungünstiger Berufsaussichten und der Wunsch nach Zusatzqualifikationen verantwortlich.

Diese Ergebnisse bestärken mich, an der hochschulpolitischen Zielsetzung — Studienzeitverkürzung bei gleichzeitiger Verbesserung der Studiensituation — festzuhalten. Dies kann nur über eine durchgreifende Reform erreicht werden, die unter Berücksichtigung der jeweiligen Zuständigkeiten von Bund, Ländern und Hochschulen gemeinsam getragen werden muß.

Herrn Professor Dr. Peisert und den an der Durchführung der Untersuchung und ihrer Auswertung beteiligten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Konstanzer Arbeitsgruppe Hochschulforschung sowie dem Wissenschaftlichen Beirat zu diesem Forschungsprojekt danke ich für die geleistete Arbeit.



Prof. Dr. Rainer Ortleb
Bundesminister für
Bildung und Wissenschaft

Inhalt	Seite
1 Einleitung	1
2 Studienentscheidung und Studienstrategien	3
3 Informationsstand und Beratungsbedarf	9
4 Überfüllung und Beeinträchtigung im Studium	14
5 Erfahrungen und Forderungen der Studentinnen	20
6 Interesse und Beteiligung an Hochschulgruppen	26
7 Studieneffizienz und Studiendauer	32
8 Studierertrag und Arbeitskultur	37
9 Hochschulentwicklung und Verbesserung der Studiensituation	43
10 Berufsaussichten und Arbeitsmarkt	49
11 Politische Haltungen und gesellschaftliche Orientierungen	55

1 Einleitung

Studierende an Universitäten und Fachhochschulen sind in den achtziger Jahren viermal von uns befragt worden: in den Wintersemestern 1982/83, 1984/85, 1986/87 und 1989/90. Die Erhebungen sollen dazu verhelfen, die Studentenschaft in ihren Motiven, Erwartungen und Urteilen zu verstehen, auf Problemzonen der Hochschulausbildung aus der Sicht der Studierenden aufmerksam zu machen sowie Aussagen über die Studentenschaft aufgrund der systematischen Informationen qualifizieren, gegebenenfalls zurechtrücken zu können.

Eine wichtige Absicht der Erhebungsreihe liegt darin, verlässliche und über die Zeit vergleichbare Informationen zu erhalten. Die Vergleichbarkeit ist durch die Einbeziehung der gleichen Universitäten und Fachhochschulen sowie durch ein gleichbleibendes Auswahlverfahren der Studierenden gewährleistet.

Wie angebracht eine kontinuierliche und zugleich differenzierte Erfassung der studentischen Erfahrungen im Studium ist, belegt ein Blick auf die Entwicklung der Studentenzahlen: Im Zeitraum zwischen 1983 und 1990, den unsere Erhebungen umfassen, sind die Studentenzahlen an Universitäten wie Fachhochschulen deutlich angestiegen. Während die Universitäten einen Zuwachs um 12 Prozentpunkte zu verzeichnen haben, fällt er an den Fachhochschulen mit 30 Prozentpunkten sogar noch erheblich stärker aus. Besuchte Anfang der 80er Jahre etwa jeder fünfte Studierende eine Fachhochschule, ist es zum Ende des Jahrzehnts bereits jeder vierte. Auch darin drückt sich die gewachsene Bedeutung der Fachhochschulen aus.

Hinter der pauschalen Zunahme der Studierenden verbergen sich ganz unterschiedliche Entwicklungen in den einzelnen Fächern. Einige Fächer verzeichnen einen außerordentlich starken Zuwachs, andere Fächer stagnieren. An den Universitäten ist die Zunahme am größten in der Informatik und den Wirtschaftswissenschaften, insbesondere der Betriebswirtschaftslehre. An den Fachhochschulen entfällt die Zunahme weit überproportional auf die Naturwissenschaften (insbesondere Informatik) und die Wirtschaftswissenschaften, während im Fachgebiet Sozialwesen die Studentenzahlen sogar zurückgingen. Dadurch haben an den Fachhochschulen, neben der nach wie vor dominierenden Fachgruppe der Ingenieurwissenschaften (mit 55 Prozent), mittlerweile die Wirtschaftswissenschaftler die Studierenden im Fachbereich Sozialwesen zahlenmäßig weit überflügelt.

Wegen dieser Veränderungen in den Studienfachwahlen und der unterschiedlichen Zu- oder Abnahme der Studentenzahlen in den einzelnen Fächern erhält die Frage nach dem Erleben und der Beurteilung der Studiensituation erhöhte Bedeutsamkeit: Haben sich die Erwartungen der Studierenden verändert, hat sich ihre Studiensituation und die Beziehung zu den Lehrenden verschlechtert, wo liegen die Belastungen im Studium und der studentischen Lebenssituation? Wie steht es um das hochschulpolitische Interesse der Studierenden, worauf richten sich ihre Forderungen zur Hochschulentwicklung und zur Verbesserung ihrer Studiensituation?

Die Auswahl der vierzehn beteiligten Universitäten und Fachhochschulen, im WS 1989/90 noch auf die alten Bundesländer beschränkt, berücksichtigt die verschiedenen vorhandenen Arten (Universitäten, Technische Universitäten, Gesamthochschulen, Fachhochschulen) und Größenordnungen der Hochschulen in ihrer Streuung über die alten Bundesländer. Die Studenten, die gebeten wurden, sich an der Befragung zu beteiligen, wurden alle nach dem Zufallsverfahren ausgewählt (in der Regel etwa jeder Zehnte an den beteiligten Hochschulen). Aus datenschutzrechtlichen Gründen wurden der Projektgruppe weder Namen noch Adressen der ausgewählten Studenten zur Verfügung gestellt. Die Erhebungsunterlagen wurden jeweils von den Hochschulen direkt an die Studierenden versandt.

Selbstverständlich sollen die Befunde weitgehend repräsentativ für die deutschen Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen sein. Darüberhinaus werden tiefer gestaffelte Analysen angezielt, zum Beispiel nach Fächergruppen und Einzelfächern, nach Geschlecht und Semesterzahl oder nach den Berufsaussichten. Wegen der unterschiedlichen Studienbedingungen in den Fächern erweisen sich solche Unterscheidungen als unumgänglich, um angemessene Einsichten in Veränderungen und Stabilitäten der Studiensituation wie der studentischen Orientierungen zu gewinnen. Um solche differenzierten Analysen auf einer gesicherten Basis zu ermöglichen, muß sich eine große Zahl von Befragten beteiligen: In der letzten Erhebung waren es 7.101 Studierende an Universitäten und 1.711 Studierende an Fachhochschulen. Für ihre Bereitschaft mitzuwirken danken wir all diesen Studierenden.

Bei derartig großen Zahlen kann man davon ausgehen, daß selbst kleine Unterschiede zwischen Erhebungszeitpunkten oder Teilgruppen statistisch signifikant sind, das heißt Unterschiede oder Veränderungen in der Grundgesamtheit der Studentenschaft darstellen. Sicherlich hängt es von dem jeweiligen Problem ab, inwieweit eine Veränderung als gering oder gravierend, als Trend oder Stabilität zu verstehen ist. In der Regel sprechen wir bei Unterschieden, die in der Größenordnung von unter fünf Prozent liegen, von "gewissen oder tendenziellen" Verschiebungen; Zu- oder Abnahmen von fünf und mehr Prozent werden zumeist als "deutlich" oder als "erheblich" beurteilt. Solche starken Verschiebungen sind zwischen 1983 und 1990 für manche der beruflichen und gesellschaftlichen Orientierungen der Studierenden zu beobachten, zum Beispiel bei den angestrebten Tätigkeitsbereichen, der Unterstützung politischer Ziele oder den Haltungen gegenüber alternativen Werten.

Wie die Befragten der ersten drei Erhebungen erhalten nunmehr auch die befragten Studierenden der letzten Erhebung im Wintersemester 1989/90 als Dank und als Rückmeldung diesen Kurzbericht zugesandt. Die darin mitgeteilten Befunde sind eine Auswahl aus dem ausführlichen Untersuchungsbericht.

2 Studienentscheidung und Studienstrategien

Mehr Studierende mit allgemeiner Hochschulreife an Fachhochschulen

In den 80er Jahren besuchen mehr und mehr Absolventen von Gymnasien die Fachhochschulen, parallel dazu hat der Anteil Studierender mit allgemeiner **Hochschulreife** deutlich zugenommen (Anstieg von 32 auf 47 Prozent). Frauen kamen schon immer häufiger mit der allgemeinen Hochschulreife an Fachhochschulen als Männer; der Geschlechtsunterschied ist nahezu gleich groß geblieben. Unter den Fächergruppen an der Fachhochschule weisen die Wirtschaftswissenschaften die höchste Quote von Studierenden mit allgemeiner Hochschulreife auf (56 Prozent).

Verstärkter Trend zu späterer Studienaufnahme

Die Studierenden haben seltener nach dem Erwerb der Hochschulreife gleich ein Studium (oder ein Vorpraktikum) aufgenommen, insbesondere an den Fachhochschulen. An **Tätigkeiten zwischen Erwerb der Hochschulreife und Studienaufnahme** wurden Berufsausbildung (meist in Form einer Lehre), Berufstätigkeit, Zivildienst/soziales Jahr und Sonstiges (z.B. Reisen, Jobben, Pausieren) häufiger genannt als in den früheren Erhebungen 1983, 1985 und 1987.

Diesen Befunden entspricht der seit 1985 zu beobachtende und seit 1987 noch verstärkte Trend zur **immer späteren Studienaufnahme**, bezogen auf den Zeitpunkt des Erwerbs der Hochschulreife. Das durchschnittliche Zeitintervall stieg zwischen 1987 und 1990 bei den Studierenden an Universitäten um beinahe zwei Monate auf gut 17 Monate, an Fachhochschulen gar um beinahe vier auf knapp 20 Monate. Größer geworden ist - insbesondere an den Fachhochschulen - u.a. die Quote derer, bei denen nach Erwerb der Hochschulreife eine Zeit von drei Jahren oder mehr bis zur Studienaufnahme verging.

Längst nicht alle befragten Studienanfänger waren auf ein Studium festgelegt. An den Universitäten gibt gut die Hälfte, an den Fachhochschulen sogar nur ein Drittel an, das Studium habe von vornherein festgestanden. Unter den Studierenden an Universitäten ist die Studiensicherheit deutlich verbreiteter als an den Fachhochschulen. Man kann davon ausgehen, daß unter den Studienanfängern an Universitäten etwa jeder sechste, an Fachhochschulen sogar jeder dritte bereit wäre, attraktive und aussichtsreiche Alternativen außerhalb der Hochschule als Ausbildungs- und Berufswege wahrzunehmen. Jedenfalls haben 17 Prozent der Studienanfänger an Universitäten und 31 Prozent an Fachhochschulen vor der Studienaufnahme lange Zeit geschwankt, ob sie ein Studium aufnehmen sollen, manche wollten sogar ursprünglich nicht studieren.

Frauen vor Studienaufnahme unsicherer

Insgesamt hat sich in den 80er Jahren hinsichtlich eines Mehr oder Weniger an Studiensicherheit wenig verändert; allerdings werden unterschiedliche Trends sichtbar, wenn man nach dem Geschlecht und der sozialen Herkunft differenziert. Studentinnen haben sich im Vergleich zu ih-

ren männlichen Kommilitonen vor dem Studium deutlich seltener auf ein Studium festgelegt - an Universitäten wie an Fachhochschulen. An Universitäten ist außerdem unter den Frauen eine gewisse Zunahme der Verunsicherung festzustellen, während unter den männlichen Studierenden sich die Studienfestgelegtheit sogar wieder verstärkt hat. Nur etwa jeder neunte von ihnen war sich nicht ganz sicher, ob er das Studium an einer Universität aufnehmen soll, von den Frauen dagegen jede vierte. Unter den Studentinnen an Fachhochschulen war die Unsicherheit besonders verbreitet: Fast vier von zehn Frauen waren sich nicht studiensicher.

Auch die soziale Herkunft spielt eine zunehmende Rolle. Geht die Qualifikation im Elternhaus nicht über die Hauptschule hinaus, ist gegenwärtig ein Viertel unsicher über eine Studienaufnahme (1985 war es ein Fünftel). Haben dagegen Eltern selbst eine wissenschaftliche Hochschule besucht, halbiert sich dieser Anteil auf 13 Prozent, die Studienfestgelegtheit dieser Studienanfänger steigt sogar leicht an. Unter den Studierenden der Rechtswissenschaften und der Medizin ist die Studienfestgelegtheit besonders hoch (60 Prozent), die Selbstrekrutierung nimmt tendenziell zu. Dies korrespondiert mit der häufigeren Herkunft dieser Studierenden aus hochqualifizierten Elternhäusern.

Studienentscheidung zwischen Universität und Fachhochschule

Eine hochschulplanerisch bedeutsame Frage wird mehr und mehr, inwieweit die Studienberechtigten zu dem längeren und theoretischeren Studium an einer Universität neigen oder das kürzere und praxisbezogenere Fachhochschulstudium bevorzugen. Allerdings ist zu beachten, daß für viele Studiengänge noch keine analogen Angebote an Fachhochschulen bestehen. Ein beträchtlicher Teil der Studienanfänger, immerhin nahezu ein Drittel, war vorher nicht auf eine der beiden Hochschularten festgelegt.

Für die Universitätsstudenten stand vor Studienaufnahme die Entscheidung für diese Hochschulart in höherem Maße fest. 69 Prozent von ihnen haben überhaupt nur ein Studium an einer Universität in Betracht gezogen, dagegen war nur die Hälfte der Fachhochschulstudenten auf diese Hochschulart eindeutig festgelegt. Von den Studierenden an Fachhochschulen hat fast ein Drittel ernsthaft ein Universitätsstudium erwogen, sich aber dann doch für die Studienaufnahme an der Fachhochschule entschieden. Unter den Studierenden an Universitäten befindet sich ein - angesichts des eingeschränkten Fächerspektrums an Fachhochschulen - nicht unbeträchtlicher Anteil von 12 Prozent, der ebensogut oder sogar lieber an einer Fachhochschule studiert hätte.

Im Vordergrund der Fachwahlmotive steht unverändert das Fachinteresse

Es ist verständlich, daß die Studienfachwahl bei den meisten Studierenden durch ihr spezielles Fachinteresse gesteuert wird; bei jenen an Universitäten mit 71 Prozent sogar noch etwas stärker als unter jenen an Fachhochschulen mit 65 Prozent. Die Bedeutung des Fachinteresses bei der Studienentscheidung ist bei den Studierenden in den 80er Jahren unverändert hoch geblieben.

Im Hinblick auf die Berufswelt und den Arbeitsmarkt ist für einen größeren Teil der Studierenden die Offenheit und Vielfalt der beruflichen Möglichkeiten durch das gewählte Studium wichtiger als ein vorhandener fester Berufswunsch. Dieser berufliche Bezug bei der Studienentscheidung, in der einen wie in der anderen Form, ist im übrigen unter den Fachhochschulstudenten deutlich verbreiteter. Ihre Fachwahl erfolgt mithin häufiger bereits im Hinblick auf eine Berufstätigkeit nach dem Studium. Darin schlägt sich in gewisser Weise die stärkere "Praxisbezogenheit" der Fachhochschulen und ihres Studienangebotes nieder; sie wird von den Studierenden bei ihrer Entscheidung für eine Hochschulart und ihr Studienfach durchaus gewürdigt.

Größerer Stellenwert von Arbeitsplatzsicherheit und Einkommenschancen

Bei der Fachwahl spielen Einkommensmöglichkeiten und die Aussichten auf einen sicheren Arbeitsplatz in den 80er Jahren eine zunehmende Rolle; für die Studierenden an den Fachhochschulen noch stärker als für die Universitätsstudenten. Bei jedem fünften an Fachhochschulen und jedem siebten an Universitäten ist die Fachwahl auch davon geleitet, dadurch gute Aussichten zu haben, später in eine Führungsposition zu kommen. Dieses Motiv ist unter den Männern weit verbreiteter als unter den jungen Frauen, obwohl dieser Anspruch bei ihnen in den 80er Jahren ebenfalls angestiegen ist. Frauen entscheiden sich eher aus Fachinteresse und eigener Begabung für ein bestimmtes Studium, weniger wegen der Einkommenschancen oder der Arbeitssituation.

Tendenz zur Identifizierung mit der Studienfachwahl

Wie die steigenden Studentenzahlen belegen, hat die Attraktivität eines Studiums, trotz aller Belastungen und Schwierigkeiten, nicht nachgelassen; sie ist offenbar eher größer geworden. Jedenfalls zeigt die Frage, die auf die **Identifizierung mit der Studienfachentscheidung** abzielt, eine solche Tendenz. Unter Universitäts- wie unter Fachhochschulstudenten ist der Anteil jener, die heute das gleiche Studium wieder wählen würden, leicht angestiegen (um ca. vier bis fünf Prozentpunkte). Drei Viertel der Studierenden identifizieren sich mit ihrer Studien- und Fachentscheidung völlig: Sie würden wieder studieren und das gleiche Fach wählen.

Dieser Trend geht vor allem zu Lasten der Alternative, eine berufliche Ausbildung außerhalb der Hochschule vorzuziehen: Nur noch ganz wenige Studierende würden sich heute dafür entscheiden (an Universitäten sechs, an Fachhochschulen sieben Prozent).

Frauen würden häufiger als Männer ein anderes Fach wählen

Zwar würden - vor allem an den Universitäten - Frauen nicht mehr ganz so häufig wie die Männer noch einmal das derzeitige Studium wählen; das heißt aber nicht, daß sie auf ein Hochschulstudium verzichten wollten. Sie würden heute häufiger ein anderes Fach studieren, aber sie würden nicht häufiger als die Männer statt eines Studiums eine berufliche Ausbildung wählen. Auch daran ist ablesbar, daß Frauen vor der Aufnahme eines Hochschulstudiums bei ihrer Fach-

wahl einer besseren Beratung und Unterstützung bedürfen, damit sie häufiger in einem Fach das Studium aufnehmen, mit dem sie sich auf Dauer identifizieren können.

Wohnungsproblematik: zunehmendes Gewicht bei der Hochschulwahl

Bei der **Wahl der Hochschule** stehen nach wie vor die regionale Nähe zum Heimatort und finanzielle Überlegungen im Vordergrund - zwei Gründe, die sich weitgehend gegenseitig bedingen. Für Studierende an Universitäten besitzt daneben die Attraktivität der Stadt und Umgebung eine größere Bedeutung.

Die Wohnmöglichkeiten für Studierende beeinflussen zunehmend die Wahl der Hochschule. Das zunehmende Gewicht des Kriteriums 'Wohnmöglichkeiten' bei der Hochschulwahl wird insbesondere bei den Studienanfängern (1. und 2. Hochschulse semester) deutlich, und zwar für Studierende an Universitäten und Fachhochschulen gleichermaßen (vgl. Tabelle 1). Für etwa je-

	Universitäten			Fachhochschulen		
	1985 (1198)	1987 (1061)	1990 (986)	1985 (506)	1987 (386)	1990 (382)
Regionale Nähe zum Heimatort	60	59	59	62	59	61
Finanzielle Überlegungen	47	50	47	50	48	51
Attraktivität von Stadt und Umgebung	39	41	41	24	28	23
Persönliche Kontakte zu Freunden/Bekanntem	37	38	38	29	28	28
Konzeption und Aufbau des Fachstudienganges	17	16	18	21	26	24
Wohnmöglichkeiten für Studierende	8	12	17	9	13	18
Tradition und Ruf der Hochschule	19	21	17	15	15	14
Gute und bekannte Professoren in meinem Fachgebiet	10	10	8	4	5	5

Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 54: "Was war Ihnen bei der Wahl Ihrer jetzigen Hochschule wichtig?" (1983 noch nicht gestellt).

den sechsten Studienanfänger ist dies mittlerweile ein "sehr wichtiger" Gesichtspunkt bei der Hochschulwahl.

Bemühungen, qualitativen Gesichtspunkten der Studienkonzepte und Studieneffizienz der einzelnen Hochschulen bei der Hochschulwahl der Studierenden mehr Gewicht zu verschaffen, werden durch den Wohnungsmarkt und die dadurch bedingten Einschränkungen offensichtlich teilweise konterkariert.

Keine gravierenden Verschiebungen in den Studienverlaufsdaten

In den Studienverlaufsdaten haben sich seit 1987 keine gravierenden Verschiebungen ergeben. Sowohl **einen Wechsel des Hauptfachs** als auch **einen Hochschulwechsel** haben Studierende an Universitäten deutlich häufiger vorgenommen (zu jeweils 17 Prozent) als FH-Studenten (sieben bzw. vier Prozent). FH-Studenten haben dagegen zu einem größeren Anteil die Hochschulart gewechselt, d.h. acht Prozent von ihnen hatten vorher an einer Universität studiert. **Ihr Studium unterbrochen** haben wiederum relativ mehr Universitätsstudenten.

An den Universitäten liegen die Quoten für **ein Auslandsstudium** (5 Prozent), einen **Sprachkurs** oder ein **Praktikum im Ausland** (17 Prozent) deutlich höher als an den Fachhochschulen (1 bzw. 7 Prozent). Die Anteile für Auslandssprachkurs/Praktikum sind zwischen 1985 und 1990 angestiegen, insbesondere an den Universitäten von 12 auf 17 Prozent (an den Fachhochschulen von 5 auf 7 Prozent). Im Ausland studiert haben Studentinnen häufiger als männliche Studenten.

Zunehmende Bereitschaft zum Auslandsstudium

Weiter zugenommen hat die Bereitschaft zum Auslandsstudium sowie zu einem Sprachaufenthalt im Ausland. An diesem Trend partizipieren, auf niedrigerem Niveau, auch die Fachhochschulen. Hier haben nunmehr drei Prozent fest, weitere sechs Prozent wahrscheinlich vor, ein oder mehrere Semester im Ausland zu studieren; an den Universitäten betragen die Anteile acht bzw. elf Prozent. Einen Sprachaufenthalt im Ausland planen an den Universitäten 29 Prozent, an den Fachhochschulen 20 Prozent mit Sicherheit oder wahrscheinlich.

Pläne für ein Auslandsstudium sind neben den Kulturwissenschaften auch bei Jura- und Medizinstudenten überdurchschnittlich verbreitet. Die Studierenden dieser Fachrichtungen, weiterhin die Wirtschaftsstudenten an Universitäten sehen am häufigsten einen Sprachaufenthalt im Ausland vor. An den Fachhochschulen verzeichnen die Wirtschaftsstudenten bei den Plänen sowohl für ein Auslandsstudium als auch für einen Auslandsaufenthalt zum Sprachenlernen kräftige Zuwächse. Es liegt nahe, diesen Orientierungswandel mit dem kommenden europäischen Binnenmarkt und seinen Herausforderungen in Zusammenhang zu bringen. Mehr und mehr Studierende erkennen, daß für ihre Chancen als Hochschulabsolventen angesichts der erwartbaren internationalen Konkurrenz Auslandserfahrungen und Sprachkenntnisse einen Startvorteil bringen.

Die Einschätzung des **Nutzens von Aspekten der Studiengestaltung** für die **persönliche Entwicklung**, wie für die **Berufsaussichten** ist über die Zeit weitgehend stabil, mit zwei bemerkenswerten Ausnahmen: das Auslandsstudium und ein schneller Studienabschluß.

Nutzen eines Auslandsstudiums wird höher eingeschätzt

Parallel zur Veränderung im tatsächlichen Verhalten und in der Studienplanung bezeichnen die Studierenden 1990 ein Auslandsstudium häufiger als sehr nützlich, vor allem unter dem Gesichtspunkt, die Berufsaussichten zu verbessern. Der Anstieg beträgt von 1983 auf 1990 bei den Universitätsstudenten 14 Prozentpunkte auf nunmehr 50 Prozent, an den Fachhochschulen 15 Prozentpunkte auf nunmehr 48 Prozent.

Schneller Studienabschluß gilt häufiger als günstig für die Berufschancen

Aus der Sicht der Studierenden lassen sich die individuellen Berufschancen durch einen **schnellen Studienabschluß** günstig beeinflussen - eine Einschätzung, die sich in den 80er Jahren immer mehr durchgesetzt hat. Allerdings wirkt sich dieser Trend noch nicht in der persönlichen Studienplanung der Studierenden, was die Studiendauer angeht, insgesamt aus.

Zu den weiteren Aspekten, denen für die persönliche Entwicklung wie für verbesserte Berufsaussichten häufig großer Nutzen zugeschrieben wird, gehören neben einem Auslandsstudium vor allem die Gewinnung praktischer Arbeitserfahrungen während des Studiums sowie die Teilnahme an der Forschung. Für die persönliche und geistige Entwicklung hält ein großer Teil der Studierenden an Universitäten (46 Prozent) weiterhin die Teilnahme an fachfremden Lehrveranstaltungen, ein großer Teil der Studierenden an Fachhochschulen (40 Prozent) eine berufliche Ausbildung vor dem Studium für sehr nützlich.

Studierende an Fachhochschulen sprechen zudem einer beruflichen Ausbildung vor dem Studium und dem Erwerb zusätzlicher Qualifikationen durch ein Zweit-/Aufbaustudium höheren Nutzen, Hochschulwechsel und Promotion dagegen weniger Nutzen zu als die Studierenden an Universitäten.

Trend zur Verlängerung der geplanten Fachstudiendauer ungebrochen

Der Trend zur Verlängerung der **geplanten Fachstudiendauer** hält ungebrochen an, wenn auch die Veränderung seit 1987 gering ausgefallen ist auf Durchschnitte von nunmehr 12,0 (Uni) bzw. 8,9 Semestern (FH). An den Universitäten hat der Anteil derer, die 15 oder mehr Fachsemester einplanen, etwas zugenommen, an den Fachhochschulen haben sich die Quoten für Studiendauern von 13 oder mehr Semestern erhöht. Studentinnen planen an beiden Hochschularten rund ein halbes Fachsemester kürzer zu studieren als die Männer. Bei den Ingenieurstudenten an Fachhochschulen ist seit 1987 die relativ größte Ausweitung der geplanten Studiendauer zu verzeichnen.

3 Informationsstand und Beratungsbedarf

Informationsstand vieler Studierender unbefriedigend

Der **Informationsstand** der Studienanfänger/innen über Studium und Hochschule kann nicht als befriedigend bezeichnet werden. Er hat sich, vor allem was Studienangelegenheiten betrifft, unter den Universitätsstudenten in den 80er Jahren sogar noch verschlechtert.

Über die Studien- und Prüfungsordnung in ihrem Studienfach wissen nach eigener Aussage an Universitäten 37 Prozent, an Fachhochschulen 44 Prozent zu wenig Bescheid. In ähnlichen Größenordnungen liegen die Informationsdefizite hinsichtlich der Möglichkeiten der Studienberatung. Auch über Einzelheiten des BAföG weiß fast die Hälfte der Studierenden zu wenig Bescheid. Hier ist die Zunahme des Informationsmangels zwischen 1985 und 1990 gerade unter Universitätsstudenten besonders auffällig (Anstieg von 34 auf 46 Prozent). Darüber hinaus ist fast jeder fünfte an solchen Informationen nicht interessiert, offenbar weil sie davon ausgehen, daß eine Studienfinanzierung nach BAföG für sie nicht in Frage kommt.

Es mag bezeichnend sein, daß die Studierenden über die Arbeitsmarktsituation in ihrem angestrebten Tätigkeitsfeld entweder genauso gut wie über die Studien- und Prüfungsordnung in ihrem Fach informiert sind (an den Universitäten) oder sogar besser (an den Fachhochschulen). Ein Drittel bezeichnet den eigenen Informationsstand darüber als gut oder gar sehr gut; aber auch in diesem Bereich räumen größere Anteile der Studierenden Informationsdefizite ein (an Universitäten 36 Prozent, an Fachhochschulen 28 Prozent; vgl. Kapitel 10).

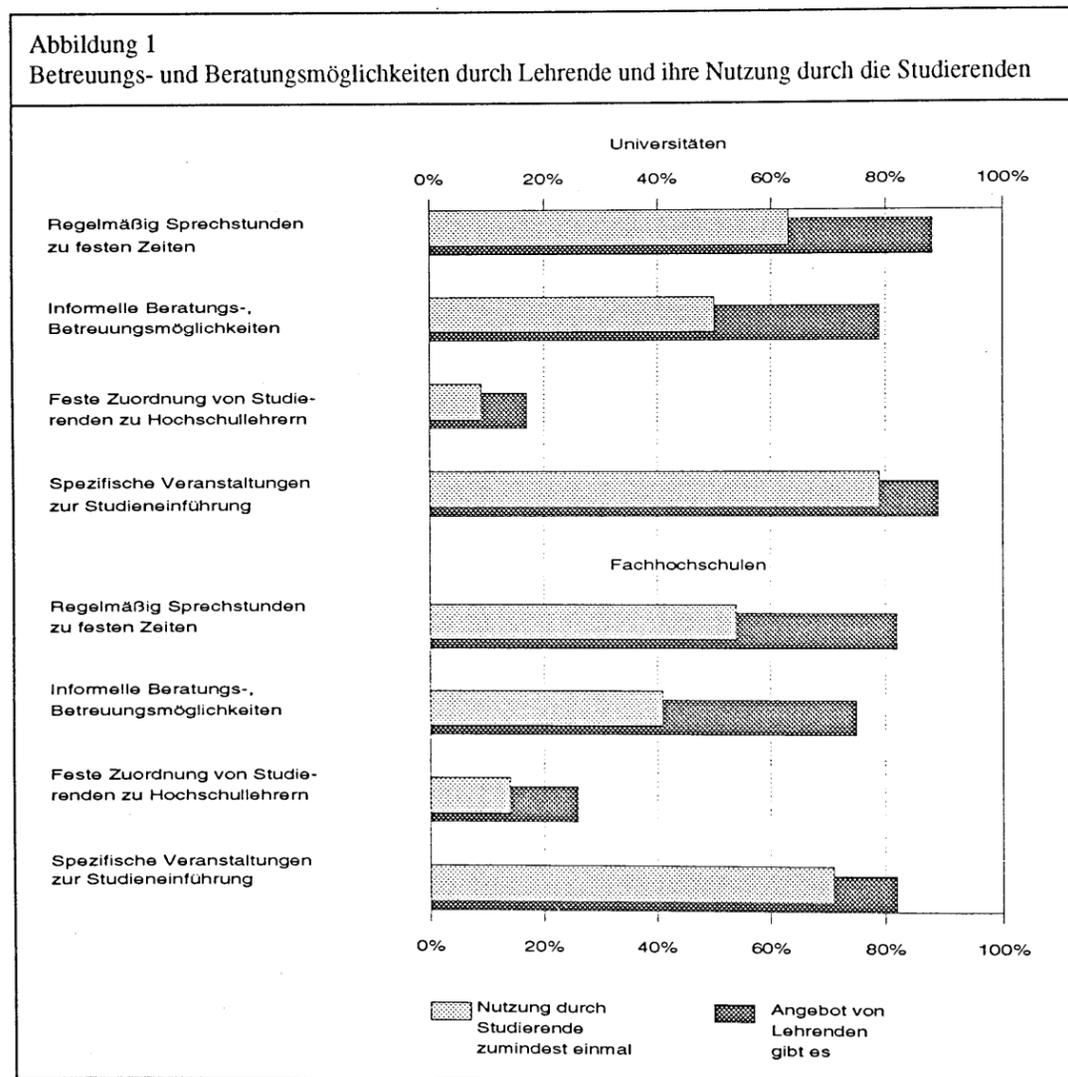
Der Informationsstand hinsichtlich politischer Aspekte der Hochschule ist nur selten gut. Bei aktuellen politischen Konzepten der Hochschulentwicklung, bei Argumenten für und gegen die verfaßte Studentenschaft und selbst bei Mitbestimmungsrechten und Entscheidungsstrukturen an der Hochschule bezeichnet sich jeweils nur einer von zehn Studierenden als gut informiert; wobei seit 1985 sogar eine leichte Abnahme zu verzeichnen ist. Der innere Abstand zu solchen politischen und partizipativen Aspekten der Hochschule dokumentiert sich in recht hohen Anteilen Studierender, die sich für Informationen dazu nicht interessieren. So sind an Universitäten zehn, an Fachhochschulen elf Prozent an Informationen über Konzepte der Hochschulentwicklung nicht interessiert, und für die Mitbestimmungsrechte und Entscheidungsstrukturen an ihrer eigenen Hochschule interessieren sich acht Prozent der Universitäts- und sieben Prozent der Fachhochschulstudenten gar nicht.

Unzureichende Nutzung vorhandener Beratungsmöglichkeiten

Neben der Kontaktsituation sind **Angebot und Nutzung von Beratungsmöglichkeiten** durch Lehrende für die tutoriale Qualität des Studiums von erheblicher Bedeutung. Die regelmäßige Sprechstunde zu festen Zeiten ist an den Universitäten eher üblich als an Fachhochschulen. Sie wird an den Universitäten entsprechend häufiger von den Studierenden genutzt. Ein großer Teil

der Studierenden ist aber noch nicht in einer Sprechstunde gewesen (an Universitäten 37 Prozent, an Fachhochschulen 46 Prozent), obwohl es dieses Angebot gibt (vgl. Abbildung 1).

Ein großer Teil der Studienanfänger war in seinen ersten beiden Semestern noch nicht in der Sprechstunde eines Hochschullehrers, obwohl es dieses Angebot gibt. An den Universitäten haben erst 40, an den Fachhochschulen sogar erst 29 Prozent die Sprechstunde aufgesucht. Offenbar besteht bei vielen Studierenden eine gewisse Schwellenangst, die Türe zur Sprechstunde zu öffnen. Denn auch in den höheren Semestern ist an den Universitäten wie Fachhochschulen nahezu ein Viertel der Studierenden der Sprechstunde fern geblieben und hat die Möglichkeit nicht genutzt, auf diese Weise Informationen, Beratung oder Unterstützung von einem Hochschullehrer oder einer Hochschullehrerin zu erlangen.



Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 64.

Die Defizite auf studentischer Seite in der Nutzung der vorhandenen Sprechstundenangebote werden nicht durch die Wahrnehmung informeller Beratungs- und Betreuungsmöglichkeiten ausgeglichen. Denn in dieser Hinsicht bleiben ebenfalls große Teile der Studienanfänger ohne Orientierungshilfen oder Anregungen (60 Prozent an Universitäten, 68 Prozent an Fachhochschulen). Am ehesten werden die Studienanfänger durch spezifische Veranstaltungen zur Studieneinführung und -planung erreicht. Derartige Orientierungsveranstaltungen werden von sehr vielen Studienanfängern besucht: an den Universitäten von 85 Prozent, an den Fachhochschulen von 70 Prozent.

Kontaktsituation zu Hochschullehrer/innen nicht verschlechtert

Für die moderne Hochschule kann sicherlich das "klassische" Prinzip einer Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden nicht mehr im Ganzen gelten. Aber die Kontaktsituation unter den Studierenden wie zwischen ihnen und den Hochschullehrer/innen ist nach wie vor ein bedeutsames Element für die Befindlichkeit im Studium.

Dafür ist der **Umfang der vorhandenen Kontakte** zu Hochschullehrer/innen und anderen Studierenden ein wichtiger Indikator. Die Kontaktdichte der meisten Studierenden zu Kommilitonen ist recht hoch, allerdings hat sie in den 80er Jahren leicht abgenommen. Immerhin ein Fünftel der Studierenden an Universitäten wie an Fachhochschulen hat nur selten Kontakte zu den Studierenden des eigenen Faches.

Demgegenüber hat sich die Kontaktsituation zu den Hochschullehrer/innen gemäß den Angaben der Studierenden in den 80er Jahren nicht weiter verschlechtert. Jedoch treten an Universitäten nur 18 Prozent, an Fachhochschulen 22 Prozent manchmal oder häufig in Kontakt zu einem Professor oder einer Professorin ihres Faches. Ein großer Teil der Studierenden berichtet, nie Kontakt zu einem Professor oder einer Professorin zu haben (Uni 43 Prozent, FH 37 Prozent).

Die Kontaktsituation der Studentinnen ist nicht anders als die der studierenden Männer. Ihre Kontaktdichte zu Hochschullehrer/innen ist genau so eng oder weit wie die der Kommilitonen, und zwar an Universitäten wie an Fachhochschulen. Gleiches gilt für ihre Beziehungen und Kontakte zu anderen Studierenden. Im Hinblick auf die Kontakte zu Kommilitonen oder zu Lehrenden ist demnach die Situation an der Hochschule für studierende Frauen nicht anders als für studierende Männer.

Geringere Kontaktdichte in den Rechts- und Wirtschaftswissenschaften

Unterscheidet man nach Fächergruppen, haben an Universitäten Kulturwissenschaftler, Naturwissenschaftler und Sozialwissenschaftler noch vergleichsweise günstigere Kontaktchancen zu ihren Lehrenden; ausgesprochen selten sind die Kontakte für Studierende der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, wo nicht einmal jeder zehnte manchmal oder häufiger Kontakt zu einem Professor oder einer Professorin hat. In diesen beiden Fächergruppen bestehen auch geringere

Kontakte zu Assistenten und Lehrbeauftragten. Zu dieser Personengruppe des 'Mittelbaus' haben Studierende der Naturwissenschaften auffallend häufiger Kontakt.

In der **Zufriedenheit mit den Kontakten** spiegeln sich weitgehend die mitgeteilten Kontaktverhältnisse wider. An den Universitäten sind besonders viele mit den Kontakten zu den Hochschullehrer/innen unzufrieden (55 Prozent); an den Fachhochschulen sind es deutlich weniger (40 Prozent). An den Fachhochschulen hat die Zufriedenheit mit diesen Kontakten sogar leicht zugenommen (von 23 auf 27 Prozent). Mit den Kontakten zu den Kommilitonen ist dagegen die Mehrheit der Studierenden zufrieden.

Wünsche nach häufigerem Kontakt werden vielfach, aber nicht von allen Studierenden geäußert. Zu Professor/innen des eigenen Faches wünschen sich an Universitäten 58 Prozent, an Fachhochschulen 48 Prozent häufiger die Gelegenheit zu Kontakten. Verständlicherweise ist unter Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlern dieser Wunsch am verbreitetsten: ihn äußern dort zwei Drittel der Studierenden. In besonders hohem Maße wünschen sich Studierende, und zwar aller Fächergruppen, mehr Kontakte zu Berufstätigen im zukünftigen Berufsfeld (gut 70 Prozent). Darin drückt sich offenbar ihr Interesse am Praxisbezug ihres Studiums aus.

Beratungsbedarf der Studierenden

Einen Eindruck vom **Beratungsbedarf** der Studierenden erhält man, wenn man die Wichtigkeit, welche sie der Beratung durch Lehrende beimessen, erfaßt. An Universitäten wie an Fachhochschulen gleichermaßen steht die fachliche Beratung für die meisten Studierenden eindeutig im Vordergrund. Zwei Drittel etwa halten die Beratung bei Prüfungsvorbereitungen und Prüfungsarbeiten sowie bei fachwissenschaftlichen Fragen und inhaltlichen Problemen des Faches für sehr wichtig.

Eine berufliche Beratung, gekoppelt mit Unterstützung bei der Berufsfindung ist weniger als einem Drittel sehr wichtig. Noch weiter ab fallen Aspekte der persönlichen Beratung, seien es persönliche Lern- und Arbeitsschwierigkeiten, soziale Schwierigkeiten im Studium oder ganz persönliche Probleme. Letztere betrachten nur sehr wenige Studierende als einen sinnvollen Gegenstand der Beratung durch Lehrende.

Offenbar haben Studentinnen einen höheren Beratungsbedarf als ihre männlichen Kommilitonen. Das betrifft vor allem die Beratung hinsichtlich der Prüfungsvorbereitung und der Studienplanung. Aber auch in den Bereichen der beruflichen und persönlichen Beratung melden sie einen etwas höheren Bedarf an. Dies ist nicht zuletzt Ausdruck ihrer stärkeren Verunsicherung vor Prüfungen und ihrer schlechteren beruflichen Aussichten in vielen Fächern.

Im Vergleich der Fächergruppen ist unter Kultur- und unter Sozialwissenschaftlern der Wunsch nach Beratung hinsichtlich der Studienplanung und des Studienaufbaues sowie der Prüfungsvorbereitung besonders weit verbreitet. Dies hängt sicherlich mit der geringeren Strukturierung dieser Studiengänge zusammen. Am seltensten äußern Medizinstudenten einen Beratungsbedarf in

dieser Richtung, was angesichts der hohen Regelungsdichte in ihrem Studium wenig verwundert.

Angesichts des hohen Informations- und Beratungsbedarfs der Studierenden, insbesondere der Studienanfänger, bleibt ihr geringes eigenes Bemühen kritisch anzumerken. Dazu trägt aber auch bei, daß nach Einschätzung der Studierenden der Nutzen der Beratung durch die Lehrenden oder die zentrale Studienberatung keineswegs positiv ausfällt. Vor allem die Qualität der Beratung und Betreuung durch die Lehrenden wird überwiegend negativ beurteilt. Dagegen wird der Nutzen der Veranstaltungen zur Studieneinführung viel günstiger beurteilt: Einer Mehrheit der Studierenden gelten sie als hilfreich, um sich im Studienfach und seinen Anforderungen zu orientieren und zurechtzufinden.

Beurteilung der zentralen Studienberatung ungünstiger

Die zentrale Studienberatung an den Hochschulen wird eher an Universitäten als an Fachhochschulen von den Studierenden in Anspruch genommen. An den Fachhochschulen ist der Zulauf vergleichsweise gering, denn nur 22 Prozent geben an, die zentrale Studienberatung aufgesucht zu haben. An den Universitäten sind es dagegen 45 Prozent, die zumindest einmal bei der Studienberatung waren.

Während der Nutzen von Veranstaltungen zur Studieneinführung in das eigene Fachgebiet häufiger günstig beurteilt wird, fällt das Urteil zum Nutzen der zentralen Studienberatung immer ungünstiger aus, vor allem an den Universitäten.

Stellten an Universitäten 1985 immerhin noch 29 Prozent der zentralen Studienberatung ein gutes Zeugnis aus, ist dieser Anteil 1990 auf 16 Prozent gesunken, an den Fachhochschulen von 18 auf 13 Prozent. Ausgesprochen unzufrieden mit der zentralen Studienberatung äußern sich nunmehr 29 Prozent an Universitäten (1985 waren es 22 Prozent) und 27 Prozent an Fachhochschulen (1985: 24 Prozent).

Folgt man dem Votum der Studierenden, wäre eine Überprüfung der Ausstattung und Aufgabenzuweisung der zentralen Studienberatung angebracht, ebenso der Methoden von Informationsvermittlung und Beratung.

4 Überfüllung der Hochschulen und Beeinträchtigungen im Studium

Ungünstige Studienbedingungen, der oftmals fehlende oder oberflächliche Kontakt zwischen Studierenden und Lehrenden mit ihren möglichen Folgen der Einbuße in der Qualität von Forschung und Lehre werden allenthalben diagnostiziert, vielfach beklagt: "Es liegt natürlich nahe, die Entwicklung, wie es meist geschieht, in erster Linie auf die zunehmende Überfüllung der Universitäten (zum Teil wohl auch mit ungeeignetem Studentenmaterial), auf den bedauerlichen Mangel an Lehrkräften und den dadurch erzwungenem Massenbetrieb zurückzuführen". Was sich als scheinbar aktuelle Aussage zitieren läßt, bezieht sich tatsächlich auf die Situation deutscher Hochschulen in den 50er Jahren - festgestellt in der Untersuchung von Anger über "Probleme der deutschen Universität" (1960, S. 180).

Die "Überfüllung der Hochschulen" bestimmt die Studienwirklichkeit und das Bild der Universität seit den 50er Jahren (vgl. Hitpass/Mock 1972). Verfolgt man die Entwicklung der Studentenzahlen anhand von Indikatoren, die sich auf die 'Überfüllung' beziehen lassen (wie die Relation Hochschullehrer/innen zu Studierende), dann kann seit 1985, verstärkt seit dem Wintersemester 1989/90, tatsächlich von einer Zuspitzung der Verhältnisse gesprochen werden. Die Zeitreihe der Entwicklung der Studentenzahlen und des wissenschaftlichen Personals seit 1960 belegt: Nach einer günstigeren Entwicklung in den 70er Jahren hat sich die Relation Studierende zu Hochschullehrer/innen in den 80er Jahren erheblich verschlechtert - und das ungünstige Niveau zu Anfang der 60er Jahre nicht nur wieder erreicht, sondern sogar überschritten (vgl. Tabelle 2).

Jahr	Studierende	wiss. Personal (Stellen)	davon Professoren	Relationen von Studierenden	
				wiss. Personal (je Stelle)	Profes- soren
1960	291.100	19.100	5.500	15,2	52,9
1965	384.400	36.600	9.400	10,5	40,9
1970	510.500	54.500	14.900	9,4	34,3
1975	840.800	78.100	30.500	10,8	27,6
1980	1.044.200	79.000	32.900	13,2	31,7
1985	1.338.000	80.600	33.600	16,6	39,8
1987	1.410.800	81.800	34.000	17,2	41,5
1989	1.509.000	85.100	32.300	17,7	46,7
1990	1.585.200	86.600	32.400	18,3	48,9

Quelle: Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Hg.): Grund- und Strukturdaten 1991/92. Bad Honnef: Bock 1991, S. 154; S. 219.

Beeinträchtigungen im Studium: die studentischen Erfahrungen

Deshalb ist der Frage nachzugehen, ob die gestiegenen Studentenzahlen die Studienqualität und Studieneffizienz beeinträchtigen, welche Probleme und Belastungen die 'Überfüllung' für die Studierenden mit sich bringt.

In der Erhebung im WS 1989/90 haben die Studierenden zu verschiedenen möglichen Beeinträchtigungen im Studium, die sich aufgrund der großen Studentenzahlen ergeben können, Stellung genommen:

- Häufig **Verzögerungen bei der Buchausleihe** erfahren 46 Prozent an Universitäten, 31 Prozent an Fachhochschulen (als Problem eher der Geistes-, Rechts- und Sozialwissenschaften).
- **Keinen Labor- oder Arbeitsplatz** erhalten zu haben oder sehr beengt arbeiten zu müssen geben 35 Prozent an Universitäten, 30 Prozent an Fachhochschulen an (als Problem eher der Natur- und Ingenieurwissenschaften).
- Wegen Platzmangel und Unruhe können den **Ausführungen in den Lehrveranstaltungen** 41 Prozent an Universitäten, 39 Prozent an Fachhochschulen nur schwer folgen.
- Sie konnten ein **beabsichtigtes Seminar/eine Übung** nicht besuchen, weil die Anmeldezahl überschritten war (ein gleichsam interner NC), davon berichten 25 Prozent an Universitäten, 17 Prozent an Fachhochschulen.
- Einen **gewünschten Sprechstundentermin** bei Hochschullehrer/innen nicht erhalten (oder er mußte verschoben werden), das haben 13 Prozent an Universitäten, 11 Prozent an Fachhochschulen häufig erfahren.
- Schließlich sind vielfach von **allgemeinen Zeitverlusten** wegen längerer Wartezeiten bei Ämtern, Ausleihen oder in der Mensa 55 Prozent der Studierenden an Universitäten, 45 Prozent an Fachhochschulen betroffen.

Sicherlich ist die Beeinträchtigung bei diesen verschiedenen Elementen nicht mit gleichem Gewicht zu veranschlagen. Der häufige "Ausfall" von Seminaren und Übungen für jeden vierten Studierenden als Folge der 'Überfüllung' ist als besonders schwerwiegend zu beurteilen, bleibt er doch nicht folgenlos für Studienintensität und Studiendauer.

Derartige Beeinträchtigungen können die Lehrqualität mindern, ein Zusammenhang, der bereits vom SPIEGEL angesichts seiner Rangreihe zur Lehrqualität (Welche Uni ist die Beste?) vermutet wurde: "Die Angaben zur Raumauslastung der Hochschulen, zum Zahlenverhältnis zwischen Studenten und Hochschullehrern sowie zu den Studienzeiten stehen mitunter in auffälliger Analogie zur Spiegel-Rangliste (der Lehrqualität)" (SPIEGEL-Spezial, 1990, S. 9).

Im Vergleich zwischen Universitäten und Fachhochschulen erscheint den Studierenden an den Universitäten ihre Studiensituation erheblich ungünstiger. Jedenfalls bestätigen bei allen angesprochenen möglichen Beeinträchtigungen aufgrund der großen Studentenzahlen stets mehr Studierende an Universitäten, daß sie häufig vorkommen. Das wiederholt sich, wenn man die Studierenden danach fragt, ob überfüllte Lehrveranstaltungen für ihr Studienfach charakteristisch seien. Während von den Studierenden an Universitäten 52 Prozent berichten, die

Lehrveranstaltungen seien sehr überfüllt, berichten dies Studierende an Fachhochschulen nur zu 32 Prozent.

Überfüllung mindert Lehrqualität

Die Überfüllung von Lehrveranstaltungen führt in der Tat häufiger dazu, daß die Studierenden Mühe haben, den Ausführungen zu folgen. Mit steigender Überfüllung nimmt die Beeinträchtigung stark zu. Die negativen Folgen für eine gute Rezeption des Lehrstoffes ist an den Fachhochschulen ausgeprägter: Denn überfüllte Lehrveranstaltungen empfinden Studierende an Fachhochschulen, die davon betroffen sind, zu 72 Prozent als Beeinträchtigung im Vergleich zu 61 Prozent an Universitäten. Auf die Studierenden insgesamt bezogen erfahren an Universitäten allerdings mehr Studierende starke Beeinträchtigungen durch überfüllte Lehrveranstaltungen; an ihnen klagen 32 Prozent, an Fachhochschulen 22 Prozent über derartige Studierenschwernisse.

Die Überfüllung im eigenen Fach hat wenig Effekt auf drei 'Randbedingungen' der Studienqualität: die Veranstaltungen zur Studieneinführung; die Möglichkeit für Studierende, eigene Interessenschwerpunkte zu setzen (das ist stärker durch die Anlage des Studienganges bestimmt) und ihre Mitwirkungsmöglichkeiten an der Planung und Durchführung von Lehrveranstaltungen (das hängt mehr von der Bereitschaft der Hochschullehrer/innen dazu ab).

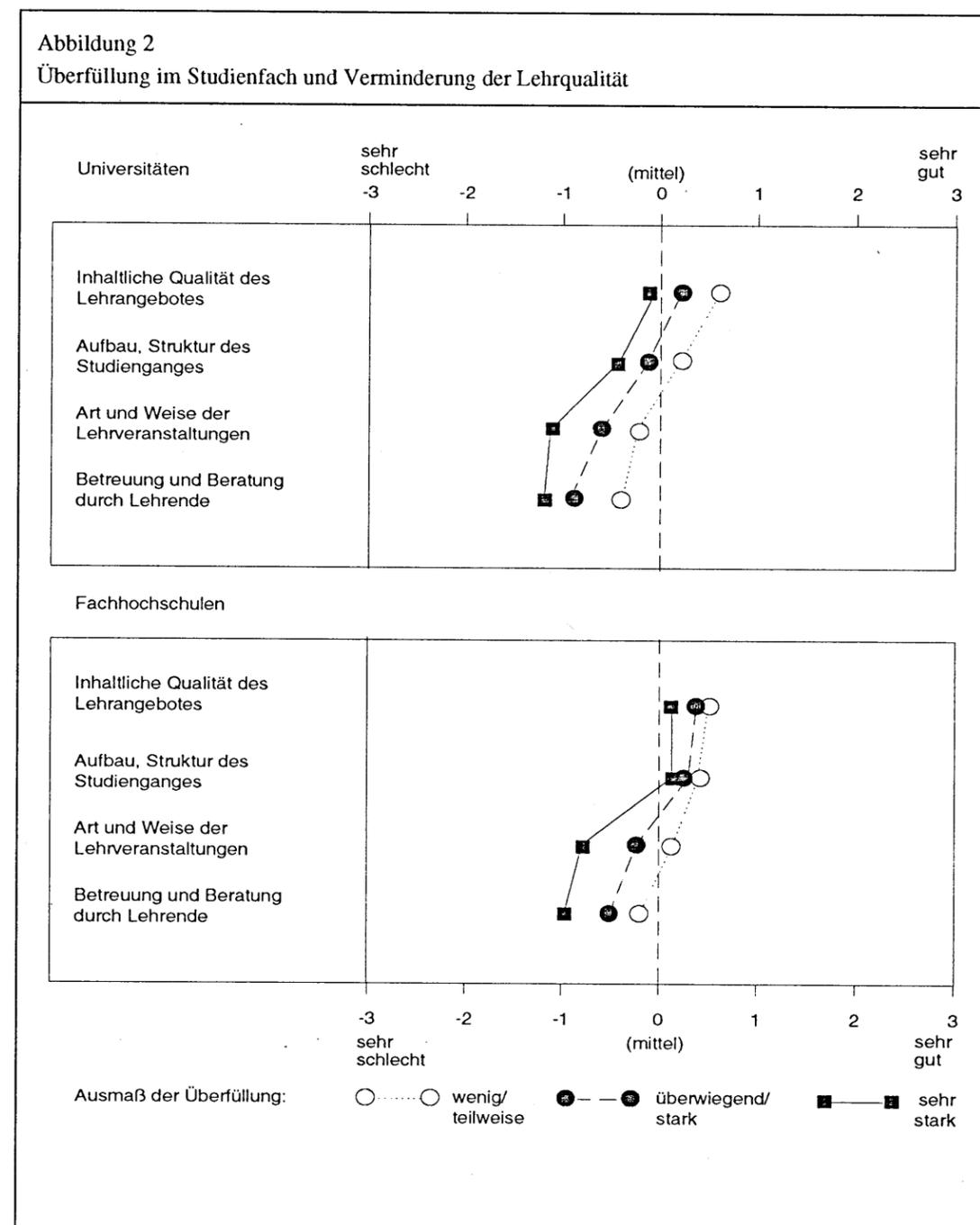
In vier entscheidenden Grundelementen der Lehrqualität, bezüglich **Inhalt** des Lehrstoffes, **Aufbau** des Studienganges, **Didaktik** der Lehrveranstaltungen und **Betreuung** durch die Lehrenden, fällt die Minderung bei sehr starker Überfüllung ganz beträchtlich aus. Im Vergleich beurteilen die Studierenden die inhaltliche Qualität und den Aufbau des Studienganges bei starker Überfüllung deutlich schlechter, die Durchführung der Lehrveranstaltungen und die Betreuung und Beratung sogar erheblich schlechter. Man kann bei 'Überfüllung' von einem Verlust an Lehrqualität von gut 20 Prozent ausgehen (vgl. Abbildung 2).

Angesichts dieser Zusammenhänge ist es naheliegend, die im Laufe der 80er Jahre tendenziell schlechtere Evaluation der Lehrqualität durch die Studierenden weniger den Hochschullehrern anzulasten, sondern der Verschlechterung der Studienverhältnisse.

Deutliche Unterschiede zwischen Fächern

Wie Umfang und Entwicklung der Studentenzahlen in den einzelnen Fächern erwarten lassen, fallen die erfahrenen Beeinträchtigungen sehr unterschiedlich aus. Besonders häufig werden Beeinträchtigungen von Studierenden in wirtschaftswissenschaftlichen Fächern genannt, ebenso von Studierenden der Biologie, Germanistik, Sozialwissenschaften und Erziehungswissenschaften sowie der Architektur. Größere Anteile ungünstigerer Studienbedingungen finden sich weiterhin bei den Medizinern, Anglisten und Romanisten, in der Rechtswissenschaft, der Psychologie und Informatik.

Demgegenüber erscheint die Situation noch vergleichsweise günstig für Studierende der Physik und Chemie, der Elektrotechnik, des Maschinenbaus und des Bauingenieurwesens.



Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 24.12 und Fr. 73.

Überfüllung senkt Kontakte zu Hochschullehrer/innen unter die kritische Grenze

Von Einfluß ist die große Zahl Studierender ebenfalls für die Kontakte zur Hochschullehrerschaft. Nur wenn die Überfüllung gering bleibt, treten Kontakthäufigkeiten wie in früheren Zeiten auf: d.h. etwa ein Viertel der Studierenden kann von gelegentlichen oder häufigeren Kontakten zu Professor/innen berichten. Besteht aber eine starke Überfüllung, dann haben weniger als ein Fünftel der Studierenden solche günstigeren Kontaktchancen.

Dieser Abfall der "Kontaktquote" unter die 20 Prozent-Grenze muß als kritisch bezeichnet werden, weil damit mehrere Funktionen, die über Kontakte geleistet werden, nicht mehr hinreichend gesichert sind: die Orientierung der Studierenden im Studium, ihre Beratung hinsichtlich Prüfungsarbeiten, ihre Anleitung zur Studieneffizienz sowie die Förderung und Auswahl des wissenschaftlichen Nachwuchses (vgl. Bargel/ Gawatz: Leistungsstand und Förderung im Studium. Bildung - Wissenschaft - aktuell 10/87. Bonn 1987).

Die Defizite im Kontakt zu Professor/innen werden an Universitäten durch häufigere Kontakte zum Mittelbau und den Assistenten etwas ausgeglichen. Allerdings ist auch hierbei eine Stufung nach dem Ausmaß der Überfüllung festzustellen: Bei geringerer Überfüllung hat wenigstens jeder dritte Studierende günstigere Kontakte zu Assistenten, bei starker Überfüllung fällt dieser Anteil auf ein Fünftel ab.

An den Fachhochschulen fällt die Kontaktdichte zu Assistenten gegenüber der zu Professor/innen dagegen leicht ab. Dies ist ein Hinweis für Überlegungen zur Entwicklung der Personalstruktur an den Fachhochschulen: eine Ausweitung der Assistenten- und Mittelbau-Ebene an den Fachhochschulen scheint bei ihrem weiteren Ausbau besonders dringlich.

Beeinträchtigungen stellen einen gewichtigen Belastungsfaktor dar

Aufgrund der Befunde zu den Folgen der großen Studentenzahlen und der Überfüllung in vielen Fächern ist es wenig verwunderlich, daß solche Beeinträchtigungen an den Studierenden keineswegs spurlos vorübergehen. Denn der Anteil jener, für den die große Studentenzahl eine erhebliche Belastung seiner Studiensituation darstellt (und nicht nur eine Schwierigkeit) darstellt, ist groß. An Universitäten empfinden sich vier von zehn Studierenden (42%), an Fachhochschulen drei von zehn Studierenden (28%) in starkem Maße dadurch persönlich belastet (vgl. Tabelle 3).

Im Vergleich zu anderen Belastungsfaktoren nimmt die Beeinträchtigung aufgrund großer Studentenzahlen einen hohen Stellenwert ein: an Universitäten unter zwölf Aspekten den dritten Rang, an den Fachhochschulen den vierten Rang.

Im Vordergrund stehen für die Studierenden an Universitäten wie Fachhochschulen als Streß-Faktoren im Studium nach wie vor die bevorstehenden Prüfungen und die Leistungsanforderungen. Eine Anhebung des Leistungsniveaus und der Prüfungsanforderungen wird daher von

Tabelle 3
Belastungen im Studium durch verschiedene Aspekte der Studiensituation (WS 1989/90)

Universitäten			Fachhochschulen		
(1)	Bevorstehende Prüfungen	63%	(1)	Bevorstehende Prüfungen	67%
(2)	Leistungsanforderungen	50%	(2)	Leistungsanforderungen	58%
(3)	Große Zahl Studierender	42%	(3)	Finanzielle Lage	35%
(4)	Anonymität an der Hochschule	37%	(4)	Große Zahl Studierender	28%
(5)	Orientierungsprobleme im Studium	35%	(5)	Orientierungsprobleme im Studium	27%
(6)	Unsichere Berufsaussichten	29%	(6)	Persönliche Probleme	23%
(7)	Finanzielle Lage	27%	(7)	Fehlen einer festen Partnerbeziehung	22%
(8)	Persönliche Probleme	27%	(8)	Anonymität an der Hochschule	22%
(9)	Finanzielle Lage nach Studienabschluß	23%	(9)	Wohnverhältnisse	20%
(10)	Fehlen einer festen Partnerbeziehung	22%	(10)	Finanzielle Lage nach Studienabschluß	19%
(11)	Wohnverhältnisse	19%	(11)	Unsichere Berufsaussichten	16%
(12)	Situation als Studierende(r) generell	16%	(12)	Situation als Studierende(r) generell	13%

Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 76: Und inwieweit fühlen Sie sich persönlich belastet durch ...? Antwortvorgaben: 0 = überhaupt nicht bis 6 = sehr stark belastet; Kategorienzusammenfassung 4-6 = stärker belastet.

nur ganz wenigen Studierenden befürwortet (an Universitäten von 6 Prozent, an Fachhochschulen von 4 Prozent). Die Verringerung der Prüfungsanforderungen als eine Maßnahme zur Verbesserung der Studiensituation wird demgegenüber in den einzelnen Fächergruppen in ganz unterschiedlichem Ausmaß gewünscht: An Universitäten am häufigsten von Juristen und Medizinern, gefolgt von den Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften, viel seltener von Studierenden der Sprach- und Geisteswissenschaften; an Fachhochschulen am häufigsten von Studierenden in den Fächern des Ingenieurwesens, am seltensten von Studierenden des Faches Sozialwesen.

An den Universitäten spielen als belastende Aspekte der Studiensituation für einen größeren Teil der Studierenden (über ein Drittel) außerdem die Anonymität im Massenbetrieb sowie Orientierungsprobleme im Studium eine größere Rolle. Für Studierende an Fachhochschulen ist dagegen ihre finanzielle Lage ein größerer Belastungsfaktor.

Die verschiedenen Schwierigkeiten, Beeinträchtigungen und Belastungen im Studium spiegeln sich in den Forderungen der Studierenden zur Entwicklung der Hochschulen und ihren Wünschen zur Verbesserung der Studiensituation ziemlich genau wieder. Im Vordergrund stehen die Forderung nach einem Stellenausbau an den Hochschulen und der Wunsch nach vermehrten Lehrveranstaltungen im kleineren Kreis (vgl. Kapitel 9).

5 Erfahrungen und Forderungen der Studentinnen

Bei den Diskussionen um die Situation von Frauen an der Hochschule geht es vorwiegend einerseits um die deutlich abfallende Repräsentation von Frauen bei Promotionen, Habilitationen und in den Hochschullehrerrängen, andererseits um **das Zurechtkommen und die Sichtweise von Frauen** im Studium, um Hindernisse und Benachteiligungen im Kontext der, wie es heißt, "männlich geprägten" Hochschule.

Größere Sorgen vor Prüfungen

Ein Problembereich, der die Studentinnen subjektiv in deutlich höherem Maße betrifft als ihre männlichen Kommilitonen, sind Prüfungen. So geben an Universitäten wie an Fachhochschulen Frauen wesentlich häufiger an, vor Prüfungen meistens Angst zu haben. An Universitäten berichten die Studentinnen auch eher, infolge von Prüfungsangst Wissensbestände nicht reproduzieren zu können, und sie fühlen sich zu größeren Anteilen durch bevorstehende Prüfungen persönlich belastet. Nicht gänzlich auszuschließen ist, daß Studentinnen eher als männliche Studenten bereit sind, solche Ängste und Befürchtungen zuzugestehen.

Die Geschlechtsdifferenz in der Verbreitung von Prüfungsangst tritt an den Universitäten in sämtlichen Fächergruppen in bemerkenswert einheitlicher Weise zutage; der Anteil der Prüfungsängstlichen unter den Studentinnen liegt jeweils um rund 20 Prozentpunkte über dem der männlichen Kommilitonen. An den Fachhochschulen sind die Geschlechtsunterschiede weniger ausgeprägt, jedoch ebenfalls gleich gerichtet für die Fächergruppen.

Als mögliche Erklärung für die Geschlechtsdisparität im Hinblick auf Prüfungsangst und Prüfungsbelastung scheiden objektive Unterschiede des Leistungsstandes im Studium aus, stehen die Studentinnen hierin doch, nachdem sie sogar mit besseren Durchschnittsnoten im Schulabschlußzeugnis an die Hochschule gekommen sind, den männlichen Studierenden keineswegs nach.

Schlechtere Berufsaussichten

Einen zweiten Problemkomplex, der freilich nicht unmittelbar in der Hochschule erzeugt wird, sondern von außen auf sie einwirkt und dabei einen weit größeren Teil der Studentinnen als der Studenten betrifft, verkörpern unsichere **zukünftige Berufsaussichten** und Beschäftigungschancen. Für alle Fächergruppen an beiden Hochschularten gilt, daß die Frauen häufiger mit Schwierigkeiten rechnen, nach Studienabschluß eine ausbildungsadäquate Arbeitsstelle oder überhaupt Arbeit zu bekommen. Die Geschlechtsdifferenzen sind allerdings in den Fächerbereichen unterschiedlich groß; sie sind am größten in den Naturwissenschaften, der Medizin, den Ingenieurwissenschaften an Universitäten und den Kulturwissenschaften, relativ klein dagegen im Sozialwesen an Fachhochschulen und den Wirtschaftswissenschaften an Universitäten.

Vergleicht man die Angaben von Frauen und Männern in den verschiedenen Studienrichtungen hinsichtlich befürchteter Dequalifikation oder Erwerbslosigkeit beim Einstieg in den Arbeitsmarkt nach dem Studium ergeben sich im einzelnen folgende Unterschiede:

- in den Kulturwissenschaften befürchten 60 Prozent der Studentinnen, jedoch nur die Hälfte der Studenten derartige Probleme;
- in der Medizin sind es 55 Prozent der Studentinnen gegenüber 43 Prozent der Studenten;
- in den Naturwissenschaften äußern sich 30 Prozent der Studentinnen besorgt, aber nur 17 Prozent der Studenten;
- in der Rechtswissenschaft hegen 29 Prozent der Studentinnen, ein Fünftel der Studenten solche Befürchtungen;
- in den ingenieurwissenschaftlichen Fächern an Universitäten haben 16 Prozent der Studentinnen berufliche Zukunftssorgen, von den Studenten nur fünf Prozent.

In den übrigen Fächergruppen unterliegt die Sorge um Dequalifikation oder Erwerbslosigkeit zwar geringeren Geschlechtsunterschieden, doch rechnen hier die Studentinnen häufiger mit Schwierigkeiten, eine zusagende Stelle zu bekommen. Daß der Einstieg in den Beruf ohne Probleme gelingen werde, erwarten in allen Fächergruppen die Männer zu deutlich größeren Anteilen als die Frauen.

Etwa parallel zu den Einschätzungen der Berufschancen nach Studienabschluß verhalten sich die Anteile der durch unsichere Berufsaussichten persönlich stark belasteten Studentinnen und Studenten. Sie liegen am höchsten bei den Studierenden der Kulturwissenschaften, der Medizin und der Sozialwissenschaften an Universitäten. Die größten Geschlechtsdifferenzen treten in den Naturwissenschaften, den Kulturwissenschaften und der Medizin auf.

Als Fazit ist festzuhalten, daß Studentinnen insbesondere an den Universitäten im Hinblick auf einige Aspekte ihres Fachstudiums wie auch ihrer Situation im allgemeinen durchaus in höherem Maße Schwierigkeiten und Belastungen erfahren als Studenten. Inwieweit werden darüber hinaus von den Studierenden Benachteiligungen von Frauen an der Hochschule wahrgenommen oder angenommen?

Benachteiligung von Studentinnen: gestiegene Sensibilität

Mögliche Formen der Benachteiligung von Studentinnen können darin bestehen, daß von ihnen mehr Leistung als von den männlichen Studenten verlangt wird, daß ihre Beiträge in den Lehrveranstaltungen weniger ernst genommen werden oder daß Hochschullehrer sie weniger unterstützen und fördern.

Daß derartige manifeste Benachteiligungen von Studentinnen vorkommen, dies meint jeweils eine Minderheit der Studierenden: an Universitäten und Fachhochschulen bis zu neun Prozent der Männer und bis zu 13 Prozent der Frauen, je nach Aspekt der Benachteiligung. Immerhin

zwölf bis 33 Prozent der Männer halten die Aussagen für teilweise zutreffend, bei den Frauen liegen diese Anteile zwischen 26 und 40 Prozent.

Die Wahrnehmung von Benachteiligungen ist sehr unterschiedlich und hängt offenbar auch mit der jeweiligen Sensibilität dafür ab. Im Vergleich ist jedenfalls zu erkennen:

- Benachteiligungen von Studentinnen werden naheliegenderweise zu weit größeren Anteilen von Frauen als von Männern wahrgenommen;
- sie werden an Universitäten eher als an Fachhochschulen konstatiert;
- die Sensibilität gegenüber derartigen Benachteiligungen hat zwischen 1983 und 1987 in der Studentenschaft zugenommen - ein Trend, der in erhöhtem Maße von den Frauen getragen wird.

Die Aussagen über Benachteiligungen von Studentinnen unterliegen profunden fächerspezifischen Differenzen. Spitzenreiter in der Annahme von Benachteiligungen sind eindeutig die Mediziner, und zwar Studentinnen wie Studenten (innerhalb der weiblichen bzw. der männlichen Teilpopulation). Ihnen folgen die Studierenden der Sozialwissenschaften an Universitäten, welche auch, zusammen mit den Natur- und den Ingenieurwissenschaftlern an Universitäten, am häufigsten die Hochschule als Männerinstitution ansehen.

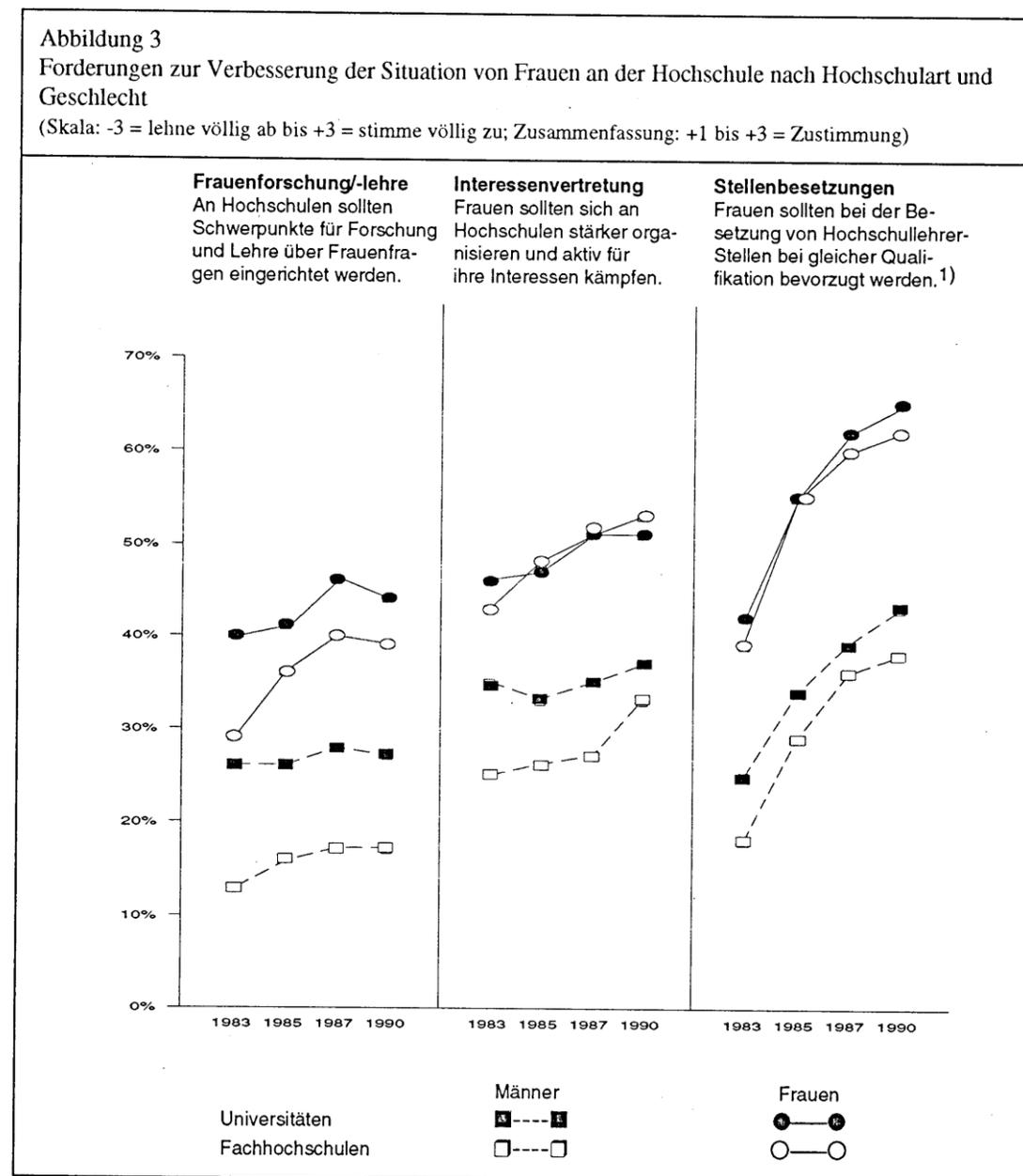
Daß sich in dieser Beurteilung die Studierenden einer Fächergruppe mit Frauenmajorität und die Vertreter/innen der männlichen Domäne Ingenieurwissenschaften treffen, liefert einen Hinweis darauf, daß unterschiedliche Erfahrungen in der Studiensituation, aber auch eine unterschiedliche Sensibilisierung gegenüber geschlechtsspezifischen Ungleichheiten in die Urteile zur Situation von Frauen an der Hochschule eingehen.

Forderungen: Besserer Zugang zu Hochschullehrerstellen

Neben den Aussagen zu geschlechtsspezifischen Benachteiligungen nehmen die Studierenden zu drei Forderungen Stellung, die im Brennpunkt der Debatte um Verbesserungen der Situation der Frauen an der Hochschule stehen: (1) an Hochschulen spezielle Schwerpunkte für Forschung und Lehre über Frauenfragen einzurichten, (2) Frauen mit gleicher Qualifikation bei der Besetzung von Hochschullehrerstellen zu bevorzugen, sowie (3) Frauen sollten sich an Hochschulen stärker organisieren und aktiv für ihre Interessen kämpfen.

Die Forderungen finden bei mehr Studierenden Unterstützung, als Benachteiligungen von Frauen an der Hochschule konstatiert haben. Die Anteile der Unterstützung erreichen im Wintersemester 1989/90 je nach Hochschulart und Forderung bei den Männern 17 bis 43 Prozent, bei den Frauen 38 bis 65 Prozent. Benachteiligungen von Frauen als gegeben anzusehen ist also keineswegs Voraussetzung für die Unterstützung der Frauenforderungen.

Hinsichtlich der drei Forderungen zur Verbesserung der Situation von Frauen an den Hochschulen (Frauenforschung, Interessenvertretung, Stellenbesetzung) ergeben sich Unterschiede nach Geschlecht und Hochschulart, die durch Abbildung 3 illustriert werden:



1) Zusatz "bei gleicher Qualifikation" erst ab WS 84/85, was möglicherweise zum stärkeren Anstieg der Zustimmung zwischen dem WS 82/83 und WS 84/85 beigetragen hat.

Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 72.

Über die Unterschiede nach Geschlecht und Hochschulart sowie über die Entwicklung der Unterstützung dieser frauenspezifischen Forderungen zwischen 1983 und 1990 lassen sich folgende Aussagen machen:

- An Universitäten wie an Fachhochschulen unterstützen die Studentinnen alle drei Forderungen in erheblich höherem Maße als Studenten. Der größte Geschlechtsunterschied tritt bei der Forderung nach kompensierender Bevorzugung von Frauen bei der Besetzung von Hochschullehrerstellen auf, welche potentiell direkt konfligierende Interessen der Studentinnen und Studenten anspricht. Gleichzeitig findet diese Forderung nicht nur unter den Frauen, sondern auch unter den Männern relativ mehr Unterstützung als die beiden anderen Maximen.
- Studierende an Universitäten stimmen den Forderungen etwas häufiger zu als Studierende an Fachhochschulen. Dies ist besonders bei den männlichen Studierenden der Fall, während Studentinnen an Universitäten und Fachhochschulen in ihren Forderungen nicht so weit auseinander liegen.
- Zwischen 1983 und 1990 hat insbesondere die Unterstützung der Forderung nach einem besseren Zugang von Frauen zu Hochschullehrerstellen innerhalb der Studentenschaft deutlich zugenommen, während die Unterstützung der Forderung nach Schwerpunkten der Forschung und Lehre über Frauenfragen an den Hochschulen seit 1987 sich leicht abgeschwächt hat (ausgeprägter sogar unter den Studentinnen).

Promotionsabsichten und Berufswünsche im Hochschulbereich

Wenn man die Aussagen der Studierenden zu Promotionsabsichten und gewünschter Berufstätigkeit im Hochschulbereich auf Anhaltspunkte dafür abklopft, ob sich die spektakuläre Unterrepräsentierung von Frauen bei Promotionen und in der Hochschullehrerschaft etwa bereits durch deutliche Geschlechtsdisparitäten in den Orientierungen und Lebensplänen während des Studiums ankündigt, erhält man auf den ersten Blick negative Befunde. So stehen im Hinblick auf Promotionsabsichten die Studentinnen den Studenten in ihrer Gesamtheit nur unwesentlich nach: An Universitäten geben 23 Prozent der Männer und 19 Prozent der Frauen an, mit Sicherheit promovieren zu wollen, weitere 15 Prozent der Männer und 16 Prozent der Frauen bezeichnen dies als wahrscheinlich.

Ähnlich geringe Geschlechtsunterschiede treten im Hinblick auf den Wunsch auf, später auf Dauer im Hochschulbereich tätig zu sein: An den Universitäten haben rund fünf Prozent der Männer wie der Frauen das "bestimmt" vor, weitere 30 Prozent der Männer und 28 Prozent der Frauen ziehen es in Erwägung. Für die Studierenden an Fachhochschulen gehört die Laufbahn als Hochschullehrer/in nur selten zu den zukünftigen Berufsplänen: Weniger als ein Prozent sehen sie "bestimmt" vor, und auch nicht viele erwägen sie mit einem "vielleicht" (Frauen mit 19 Prozent sogar etwas häufiger als Männer mit 16 Prozent).

Eine wesentliche Modifikation und Qualifizierung erfährt der Befund zu den Promotionsplänen freilich, wenn man nach Fächergruppen differenziert. Dann zeigen sich an Universitäten erhebliche Vorsprünge der Männer gerade in jenen Fächergruppen, in denen, läßt man die Medizin einmal beiseite, Promotionsabsichten relativ häufig geäußert werden. Die Anteile derer, die sicher promovieren wollen, sind dann in den Naturwissenschaften 31 Prozent der Studenten gegenüber 22 Prozent der Studentinnen, in den Kulturwissenschaften 19 zu 14 Prozent, bei Jura 19 zu 9 Prozent und in den Sozialwissenschaften 16 zu 6 Prozent. Auch wenn die Anteilsdifferenzen 10 Prozentpunkte nicht überschreiten, bedeutet dies doch, daß der Anteil der promotionswilligen Studenten in den Sozialwissenschaften zweieinhalbmal so groß, in den Rechtswissenschaften gut doppelt so groß ist wie unter den Studentinnen.

Daß die Angaben der Studierenden zu ihren Promotionsabsichten ernst zu nehmen sind, dafür spricht, daß die Anteile der Studentinnen und Studenten, die sich bereits im Promotionsstudium befinden bzw. ihre Promotion vorbereiten, in ähnlicher Relation zueinander stehen wie bei den Absichtserklärungen. Für die Chancen von Frauen, Hochschullehrerstellen zu erreichen, ist die bessere Förderung ihrer Promotionspläne von entscheidender Bedeutung. Denn die Promotion stellt nach wie vor das 'Nadelöhr' einer akademischen Karriere an den Hochschulen dar.

Dazu bedarf es allerdings nicht nur einer stärkeren Ermunterung, die Promotion ins Auge zu fassen, sondern auch einer besseren begleitenden Betreuung in der Promotionsphase. Wenn die Vertretung von Frauen in der Hochschullehrerschaft nachhaltig erhöht werden soll, sind darüber hinaus frühzeitig planbare Perspektiven auf einen solchen Berufsweg gerade auch für Frauen zu eröffnen. Das schließt Vorkehrungen ein, die es erleichtern, Hochschullehrerberuf und Familie zu vereinbaren, denn in der Antizipation derartiger Probleme und in den Unwägbarkeiten der Hochschullaufbahn liegt ein wichtiges Motiv, das selbst begabte Frauen vielfach auf Promotion und eine Tätigkeit an der Hochschule verzichten läßt.

Um die Befindlichkeit der Studentinnen im Studium zu verbessern, die mehr Belastungen erfahren und Streß erleben, erscheinen insbesondere Maßnahmen in zwei Richtungen geeignet und erforderlich: Zum einen solche, die eine Verringerung von "Prüfungsstreß" versprechen, wie erhöhte Transparenz und Klarheit der Prüfungsanforderungen, eine offenere Handhabung von Wiederholungsmöglichkeiten, der stufenweise Aufbau von Prüfungsleistungen und ganz allgemein Bedingungen, welche die Kooperation (statt Konkurrenz) unter den Studierenden fördern. Zum anderen sind dies Maßnahmen, welche Sorgen und Befürchtungen hinsichtlich der beruflichen Zukunft abzubauen helfen, da sie Frauen im Studium weit mehr irritieren (vgl. dazu Kapitel 10).

6 Interesse und Beteiligung an Hochschulgruppen

In den 80er Jahren besteht seitens der Studierenden nur ein geringes Interesse und eine minimale Teilnahmebereitschaft an den meisten Hochschulgruppen und Gremien. Das Desinteresse an den Fragen zur Hochschulentwicklung und an der allgemeinen studentischen Hochschulpolitik steht mit der passiven bis ablehnenden Haltung gegenüber den politischen Hochschulgruppierungen und Gremien im engen Zusammenhang. Die "Abstinenz" der Studentenschaft ist durchgängig: Sowohl die offiziellen Selbstverwaltungsgremien (Senat, Konzil u.ä.) als auch die studentischen Vertretungen (AStA u.ä.) und die politischen Studentenvereinigungen sind davon betroffen.

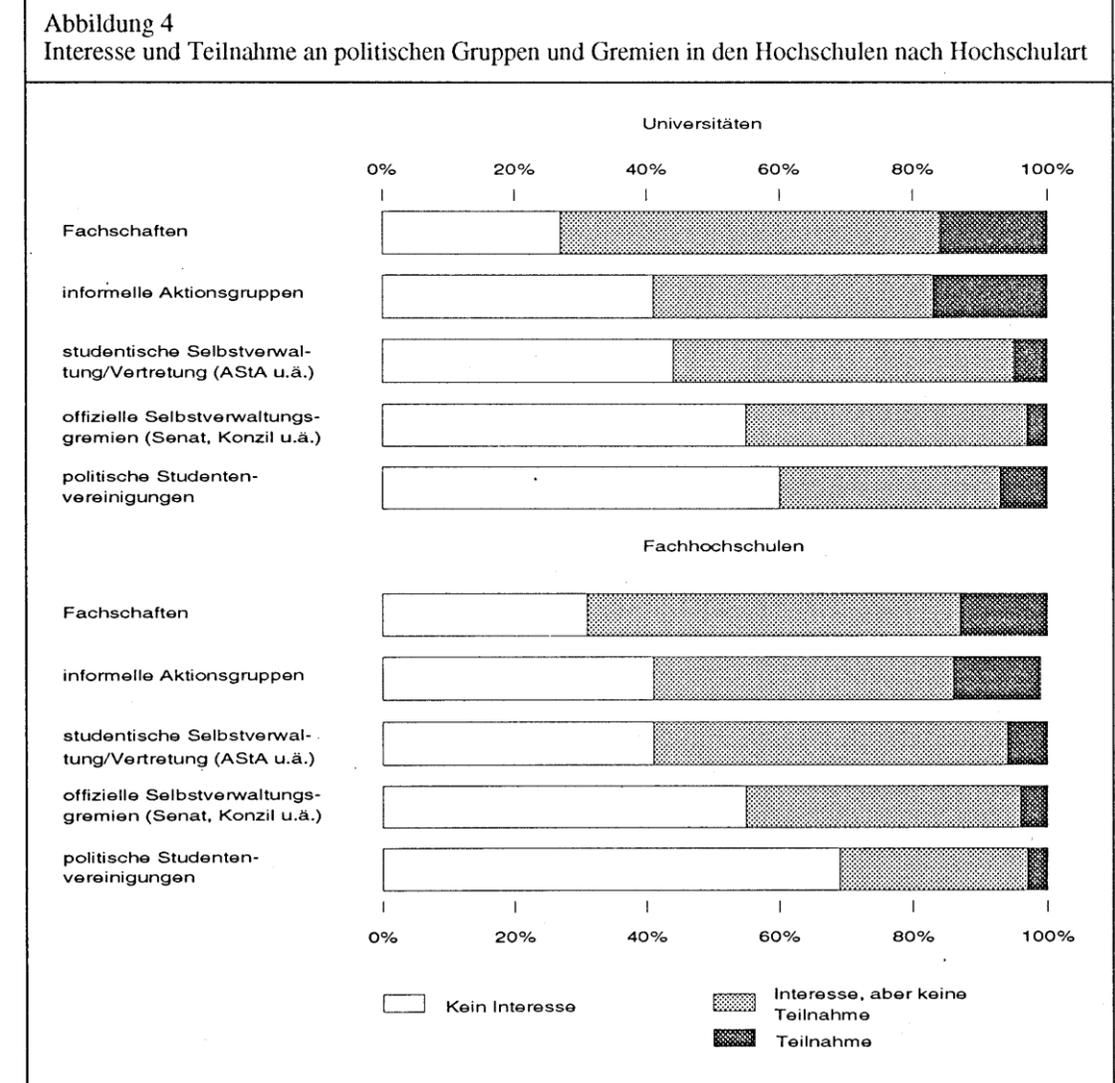
Dies bedeutet jedoch nicht, daß die gesamte Studentenschaft als unpolitisch einzustufen ist. Die allgemeine politische Interessiertheit ist unter den Studierenden vergleichsweise sehr hoch (und wieder zunehmend). Auch zu den konkreten Problemen in den Hochschulentwicklungsfragen und zur Verbesserung der gegenwärtigen Studienbedingungen haben die Studierenden durchaus eindeutige Vorstellungen und Forderungen. Ein charakteristisches Merkmal der Studentengeneration in den 80er Jahren ist die geringe Beteiligung an den politischen Gruppen und Gremien der Hochschule im Vergleich zu sozialen und kulturellen Aktivitäten. In einer Rangreihenfolge erhalten unter den gesamten Hochschulgruppen einzelne soziale und kulturelle Gruppierungen (Sport- und Kulturgruppen) den eindeutig größeren Zuspruch.

Geringes Interesse an Gremienarbeit an den Hochschulen

Weder zunehmend erschwerte Studienbedingungen noch die Wünsche nach Verbesserung der Studiensituation führen bei den Studierenden zu höherem Interesse und verstärkter Beteiligungsbereitschaft an der Hochschulpolitik, obwohl hochschulpolitisches Engagement zur Förderung der individuellen Entwicklung von rund zwei Fünftel der Studentenschaft als durchaus sinnvoll betrachtet wird (allerdings teilen im Hinblick auf die eigenen beruflichen Perspektiven weit weniger diese Meinung). Eher ist die hochschulpolitische Abstinenz der Studierenden auf den verbreiteten Eindruck der Machtlosigkeit, doch nichts bewirken zu können, zurückzuführen. Denn nur etwa jeder zehnte glaubt, durch persönlichen Einsatz ließen sich eigene Vorstellungen zum Studium und zur Hochschule verwirklichen. Es sind nur sehr wenige, die sich von einer Beteiligung an **hochschulischen Gremien und Vertretungen** eine hochschulpolitische Einflußnahme versprechen.

Im Wintersemester 1989/90 hat das Interesse an den offiziellen Selbstverwaltungsgremien der Hochschulen sogar noch weiter abgenommen. Nur mehr ein sehr kleiner Kreis von "Aktiven" aus der Studentenschaft nimmt Anteil an dieser Gremienarbeit; drei Prozent der Universitätsstudierenden (FH 4%) berichten von ihrer Teilnahme an diesen Gremien. Für die offizielle hochschulische Selbstverwaltung interessieren sich im WS 1989/90 zwar noch zwei Fünftel der Studierenden, aber weit über die Hälfte an den Universitäten und Fachhochschulen ist ausdrücklich daran nicht oder nicht mehr interessiert (vgl. Abbildung 4).

Auch den **studentischen Vertretungen** geht es nicht viel besser. Insbesondere an den Universitäten läßt das Interesse an ihnen weiter nach. Über zwei Fünftel (Universitäten 44%; Fachhochschulen 41%) sind an der studentischen Selbstverwaltung überhaupt nicht mehr interessiert. Immerhin zeigt etwa die Hälfte der Studentenschaft noch Interesse, aber an der studentischen Selbstverwaltung will so gut wie niemand mehr teilnehmen. Dies überrascht nicht, fühlen sich doch die wenigsten Studierenden durch ihre studentischen Selbstverwaltungsgremien adäquat vertreten. Eine vollständige Übereinstimmung mit den Meinungen und Interessen der studentischen Vertretungen bestätigen nur fünf Prozent der Studierenden an Universitäten (FH 6%); dagegen geben eine völlige Meinungs- und Interessendivergenz mit der studentischen Vertretung an Universitäten 23 Prozent und an Fachhochschulen 16 Prozent an.



Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr.68.

So bleibt die Teilnahme an der studentischen Selbstverwaltung auf eine Minderheit von fünf Prozent "Aktivisten" an den Hochschulen beschränkt und ist insgesamt betrachtet seit dem WS 1986/87 rückläufig. In den Sozialwissenschaften, den bisherigen "Hochburgen" studentischen Interesses und studentischer Teilnahme an den politischen Hochschulgruppen, hat das Interesse an den studentischen Vertretungen im Vergleich zu den anderen Fächern überproportional nachgelassen; dies gilt für beide Hochschularten. Besonders in den Fachhochschulen haben die Studierenden in den Fächern des Sozialwesens und der Sozialarbeit ihre Teilnahmebereitschaft an den studentischen Vertretungen in deutlichem Maße zurückgezogen (Teilnahme: im WS 1986/87 16%; im WS 1989/90 11%).

Fachschaften und informelle Aktionsgruppen haben in den 80er Jahren noch den konstant höchsten Stellenwert unter den politischen Studentengruppen eingenommen. Die Studierenden akzeptieren diese Einrichtungen am ehesten als Foren studentischer Mitwirkung und Einflußnahme. Interesse an den Fachschaften haben knapp drei Fünftel der gesamten Studentenschaft und etwa jeder siebte beteiligt sich an ihnen.

An den verschiedenen informellen Aktionsgruppen sind die Studierenden zwar insgesamt betrachtet etwas weniger interessiert als an den Fachschaften, aber noch etwa jeder sechste an Universitäten und jeder achte an Fachhochschulen nimmt mit unterschiedlicher Intensität an ihnen teil. Hier finden die Studierenden ein punktuelles Betätigungsfeld, ohne sich langfristig festlegen zu müssen.

Einbußen bei den politischen Studentenvereinigungen

Kontinuierliche Einbußen mußten die **politischen Studentenvereinigungen** (wie JUSOS, RCDS, LHG u.a.) in den 80er Jahren hinnehmen. Das Interesse an diesen politischen Hochschulgruppen ist im WS 1989/90 in beiden Hochschularten weiter zurückgegangen. An Fachhochschulen sind mittlerweile 69 Prozent, an Universitäten 60 Prozent an den Aktivitäten dieser Hochschulgruppen nicht interessiert. Die Teilnahme ist mit sieben Prozent an Universitäten und mit drei Prozent an Fachhochschulen unter den Studierenden konstant gering.

Die im Verhältnis zu anderen Fächergruppen höheren Beteiligungswerte in den politischen Gruppen und Gremien durch die Sozialwissenschaftler, die sie Anfang der 80er Jahre zu den "politischen Meinungsführern" innerhalb der Studentenschaft machten, sind überproportional zurückgegangen. Ihr kontinuierlicher Rückzug aus sämtlichen politischen Gruppen und Gremien seit Mitte der 80er Jahre ist zumindest in den Universitäten im WS 1989/90 nicht mehr so eindeutig. Sozialwissenschaftler an Universitäten engagieren sich wieder stärker in der politischen Gruppen- und Gremienarbeit. So nimmt ihre Teilnahme in den Fachschaften, den informellen Aktionsgruppen und in den offiziellen Selbstverwaltungsgremien wieder erkennbar zu. Weiter zurück geht dagegen ihre Beteiligung in den politischen Studentenvereinigungen und in den studentischen Vertretungen. In den Fachhochschulen geht der "Auszug" der Sozialwissenschaftler aus sämtlichen politischen Gruppierungen und Gremien unvermindert weiter.

Studentische Vertretungen: höchste Priorität für Verbesserung der Studienbedingungen

Die Themen, für die sich die studentischen Vertretungen nach Ansicht der Studierenden vorranglich einsetzen sollten, wählen sie aus dem unmittelbar studienbezogenen Umfeld. Als Hauptaufgabe der studentischen VertreterInnen benennen die Studierenden die Verbesserung der gegenwärtigen Studienbedingungen. Weiterhin wichtig erscheinen ihnen Aufgaben wie Studienberatung und -hilfe, Mitgestaltung der Prüfungs- und Lehrinhalte, Einfluß auf hochschulpolitische Ereignisse zu nehmen und sich für soziale Probleme der Studierenden (Kontaktförderung, Wohnungssuche u.ä.) einzusetzen. Die Benachteiligung der Frauen an den Hochschulen abzuschaffen, ist für viele Studierende ebenfalls ein wichtiges Anliegen, dem sich die Studentenvertretungen verstärkt zuwenden sollten. Andere Aspekte wie "allgemeines politisches Mandat", "Bildung politischen Bewußtseins" oder "kulturelle Belange" sind eher nachgeordnete Forderungen.

Hochschulpolitisch engagierte Studierende

Engagement und Interesse an hochschulpolitischen Gruppen und Gremien stehen in Zusammenhang mit Orientierungen gegenüber Studium und Hochschule. Die hochschulpolitisch engagierten Studierenden heben sich durch ein eigenes Profil von den anderen Studierenden ab. Der Bereich der Hochschule bildet für die engagierten Studierenden eher den Mittelpunkt, das Studium wird weit weniger als "normale Berufstätigkeit" betrachtet. Diese Studierenden sind jedoch nicht nur studiumsorientierter, sondern neben dem Studium zugleich häufiger an anderen Lebensbereichen interessiert, denen sie gleichrangige Bedeutung beimessen. Alles in allem zeichnen sie sich durch ein insgesamt breiteres Interessenspektrum und höhere Aktivität aus.

Die hochschulpolitisch Aktiven sind noch stärker an Politik interessiert als die Studentenschaft; für sie hat der Lebensbereich "Politik und öffentliches Leben" einen höheren Stellenwert. In ihrer politischen Selbsteinschätzung sehen sie sich im Vergleich zu ihren Mitstudierenden eher "linksorientiert" und votieren noch häufiger für "grün-alternative" und "sozialdemokratische" Grundpositionen.

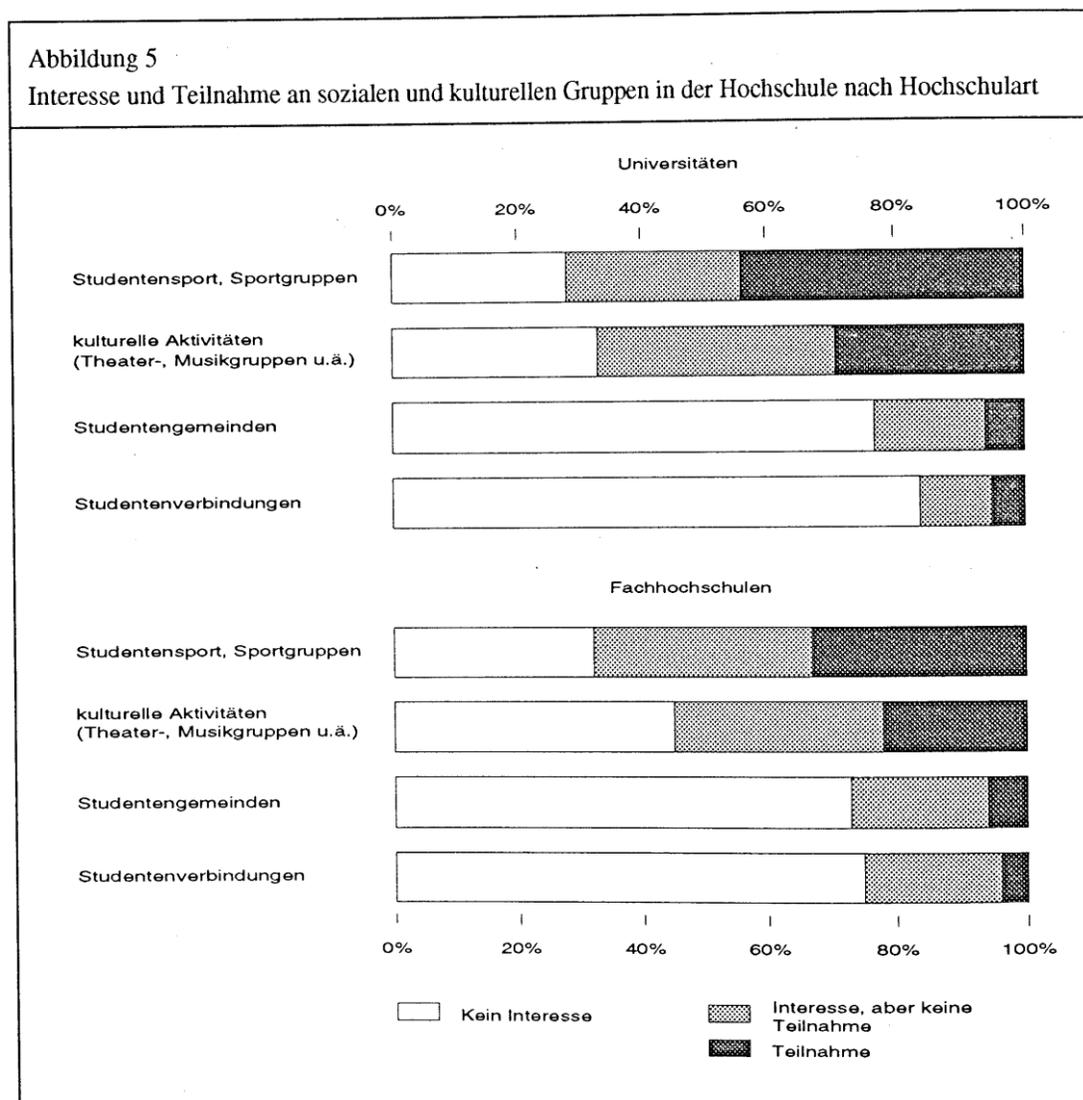
Insgesamt wirkt sich das hochschulpolitische Engagement günstig auf die Studienbefindlichkeit dieser Studierenden aus. Sie fühlen sich in ihrer studentischen Rolle wohler und haben weniger den Eindruck, in der "Massenhochschule" unterzugehen. Einer Belastung durch die "anonyme" Hochschule empfinden sie sich weniger ausgesetzt als die "desinteressierten" Kommilitonen. Jedoch führt ihr höheres Aktivitätsniveau in den hochschulischen Gruppen naheliegenderweise dazu, daß ein möglichst rascher Studienabschluß nicht die höchste Priorität genießt.

Großer Zuspruch für Studentensport und kulturelle Aktivitäten

Den stärksten Zuspruch durch die Studierenden erfahren hochschulsportliche Gruppen und kulturelle Aktivitäten. Am **Hochschulsport**, dem mit Abstand für die Studentenschaft attraktivsten

Angebot, beteiligen sich im WS 1989/90 an den Universitäten 44 Prozent und an Fachhochschulen 33 Prozent. Nur etwa ein Drittel ist daran nicht interessiert.

Auch für die **kulturellen Aktivitäten** in den Hochschulen lassen sich Universitätsstudierende in deutlich höherem Maße gewinnen als Fachhochschulstudierende (vgl. Abbildung 5). Die sehr viel höhere Beteiligung der Studierenden an Universitäten in den Kulturgruppen resultiert hauptsächlich aus der stärkeren Vertretung der Frauen in diesen Gruppen. Studentinnen stehen insgesamt den sozialen und kulturellen Gruppen wesentlich aufgeschlossener gegenüber. Sie sind meistens an diesen Gruppen interessierter und in ihrer Beteiligung erheblich aktiver als Studenten.



Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr.68.

Dagegen besteht an **Studentenverbindungen** ein konstant geringes Interesse, und diese Gruppen sind nur für eine studentische Minderheit attraktiv. Sie liegen in der Gunst der Studierenden weit hinter dem Studentensport und Gruppierungen mit kulturellem Anliegen (Theater-, Musikgruppen u.ä.). An den Universitäten haben gegenwärtig über vier Fünftel keinerlei Interesse am studentischen Verbindungsleben. An den Fachhochschulen hat der Anteil Studierender, der an den Studentenverbindungen kein Interesse hat, ständig zugenommen, und im WS 89/90 fühlen sich drei Viertel der Studierenden von den studentischen Verbindungen nicht angesprochen.

Ähnlich gering ist die Resonanz bei den **kirchlichen Studentengemeinden**. Die Anzahl der nichtinteressierten Studierenden an dieser Einrichtung ist ständig gewachsen: an Universitäten um fünf Prozentpunkte auf über drei Viertel und an Fachhochschulen um vier Prozentpunkte auf knapp drei Viertel der Studierenden.

Generell beteiligen sich Universitätsstudierende am sozialen und kulturellen Leben der Hochschulen mehr als Fachhochschulstudierende (vgl. Abbildung 5). Vor allem an den kulturellen Aktivitäten und dem Hochschulsport nehmen größere Anteile teil oder sind daran interessiert. Auch zwischen den einzelnen Fächergruppen bestehen erhebliche Unterschiede im Umfang der Teilnahme und des Interesses. Trotz deutlich geringerer Beteiligung der Juristen seit dem WS 1986/87 bleibt das studentische Verbindungsleben an Universitäten weitgehend eine "Domäne" der Rechtswissenschaften.

An den kirchlichen Studentengemeinden der Fachhochschulen interessieren und beteiligen sich überwiegend Studierende des Sozialwesens. Mediziner und Kulturwissenschaftler finden sich in den Universitäten noch am ehesten bereit, in den kirchlichen Studentengemeinden mitzuarbeiten.

In den hochschulischen Sportgruppen sind die Mediziner eindeutig am aktivsten; weit über die Hälfte von ihnen beteiligt sich am Studentensport. Die Studierenden des Sozialwesens und der Ingenieurwissenschaften an den Fachhochschulen stehen mit einer Beteiligung von nur knapp einem Drittel den Sportgruppen noch eher reserviert gegenüber.

Auch am hochschulischen "Kulturbetrieb" sind die Mediziner interessiert und engagiert, sie werden in den kulturellen Aktivitäten naheliegenderweise nur von den Kulturwissenschaftlern übertroffen. An Fachhochschulen sind die Sozialwissenschaftler, vergleichbar mit den Kulturwissenschaftlern an Universitäten, im kulturellen Engagement dominierend; weit über ein Drittel berichten von einer Teilnahme. Demgegenüber besteht bei Studierenden der Ingenieurwissenschaft eine verbreitete Distanz zu kulturellen Tätigkeiten und Gruppen.

Die kulturellen und sportlichen Einrichtungen helfen mit, die Integrationsqualität der Hochschulen und die Studienbefindlichkeit der Studierenden zu verbessern. Sie tragen dazu bei, daß die Hochschule nicht nur als 'Lernort', sondern auch als 'Lebensraum' erfahren wird. Sie sollten daher in ihrem Bestand erhalten, gepflegt und, wo nötig, erweitert werden. Bestehende Disparitäten, etwa zwischen Universitäten und Fachhochschulen oder zwischen einzelnen Fächergruppen, sollten durch verbesserte Möglichkeiten abgebaut werden.

7 Studieneffizienz und Studiendauer

Es scheint, als seien die von Bildungspolitikern und Hochschulvertretern vielfach geäußerten Sorgen um überlange Studienzeiten und zu hohes Alter der Hochschulabsolventen in der Studentenschaft nicht ohne Resonanz geblieben - ist doch der Anteil der Studierenden, die nach eigener Aussage auf einen raschen Studienabschluß größeren Wert legen, seit 1983 an den Universitäten kontinuierlich angestiegen, von 24 auf 30 Prozent; an den Fachhochschulen liegt die Quote, seit 1985 praktisch stabil, sogar über 40 Prozent.

Die Studierenden haben für diese Absicht einen subjektiv guten Grund, nämlich die Verbesserung ihrer Berufsaussichten: nahezu neun von zehn glauben, ein zügiger Abschluß sei dafür nützlich - und diese Einschätzung hat sich während der 80er Jahre kontinuierlich weiter ausgebreitet. Im Hinblick auf ihre persönliche und geistige Entwicklung erscheint den Studierenden ein rascher Abschluß dagegen weniger positiv, in der Mehrzahl aber auch nicht nachteilig.

Längere Fachstudiendauer und höheres Alter bei Studienabschluß

Wenn also immer mehr Studenten und Studentinnen an einem raschen Abschluß liegt, so läßt sich dies gleichwohl offenbar in vielen Fällen nicht realisieren. Dafür sprechen die Befunde zu den veranschlagten oder **geplanten Fachstudiendauern**. Entsprechend dem von der amtlichen Absolventenstatistik ausgewiesenen Trend ist der Durchschnittswert auch seit dem WS 1986/87 nochmals angestiegen: an den Universitäten um ein Zehntelsemester auf 11,8 Semester, an den Fachhochschulen um zwei Zehntel auf 8,9 Semester (Studierende im Erststudium).

Da weiterhin, verglichen mit den Studierenden des WS 1986/87, die im WS 1989/90 Befragten zum Zeitpunkt der Studienaufnahme älter waren - an den Universitäten im Schnitt 20,9 nach 20,7 Jahren, an den Fachhochschulen 22 nach 21,5 Jahren - ergibt sich für das **Alter bei Studienabschluß**, immer auf der Basis der Studienplanung, eine noch größere Steigerung seit dem WS 1986/87 als für die Fachstudiendauer: an den Universitäten von durchschnittlich 26,8 auf 27 Jahre, an den Fachhochschulen gar von 26,1 auf 26,8 Jahre. Der "Altersvorteil" der FH-Absolventen, der im WS 1984/85 noch 0,6 Jahre betrug, würde damit auf ganze 0,2 Jahre schrumpfen. An der weiteren Verlängerung der veranschlagten Fachstudiendauern partizipieren alle Fächergruppen, mit Ausnahme der Sozialwissenschaften (an beiden Hochschularten).

Die erwarteten Studiendauern und das Alter bei Studienabschluß weisen erwartungsgemäß eine breite Streuung auf. An den Universitäten planen 14 Prozent der Studierenden, nicht später als im neunten Fachsemester abzuschließen, jeweils ein Drittel sieht das Abschlußexamen für das 10./11. und für das 12./13. Semester vor. Auf das 14. und 15. Semester entfallen weitere zwölf Prozent, die restlichen acht Prozent veranschlagen eine Fachstudiendauer von mehr als 15 Semestern. An den Fachhochschulen will ein Viertel nach sechs oder sieben Semestern, weitere 48 Prozent nach acht oder neun Semestern abschließen; 15 Prozent rechnen mit zehn oder elf Semestern, die restlichen zwölf Prozent mit noch längeren Studiendauern.

Wenn das Studium der Planung gemäß abgeschlossen würde, wären 17 Prozent der Studierenden an Universitäten, 24 Prozent der FH-Studenten beim Abschluß 24 Jahre alt oder jünger. 39 Prozent (Uni) bzw. 35 Prozent (FH) würden mit 25 oder 26 Jahren, rund ein weiteres Viertel (Uni 26 Prozent, FH 22 Prozent) würde mit 27 oder 28 Jahren das Examen machen. An den Universitäten wären, auch wenn sie wie geplant abschließen würden, immerhin 18 Prozent dann 29 oder mehr Jahre alt, an den Fachhochschulen läge dieser Anteil sogar noch um einen Prozentpunkt höher. Bedingt durch die breiter gestreute Altersverteilung bei Studienbeginn ist die Studentenschaft an Fachhochschulen im Hinblick auf das voraussichtliche Abschlußalter noch weniger homogen als an den Universitäten.

Große Fachdifferenzen in der geplanten Studiendauer

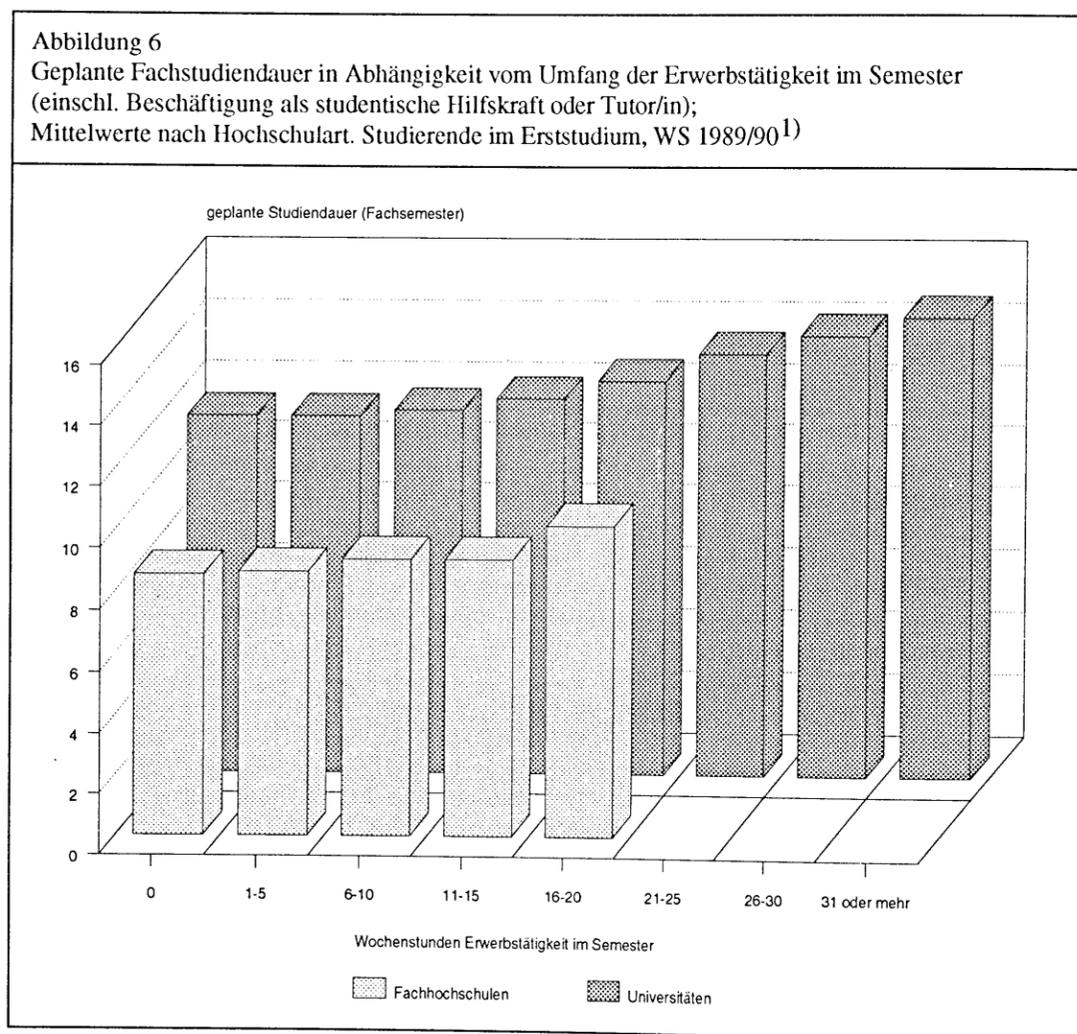
Erwartungsgemäß treten freilich auch innerhalb der breiten Fächergruppen zwischen Einzelfächern erhebliche Differenzen in der veranschlagten Studiendauer hervor. So erwarten die Studierenden der katholischen Theologie, mit durchschnittlich 11,4 Fachsemestern auszukommen, gegenüber 13,2 in der evangelischen Theologie. Unter den übrigen zur breiten Gruppe der Kulturwissenschaften zusammengefaßten Fächern liegen die erwarteten Studienzeiten in Sport/ Sportwissenschaft (10,8 Semester) und Journalistik/Kommunikationswissenschaft (10,6 Semester) niedriger als in den Sprachwissenschaften (11,4 bis 12,2 Fachsemester im Schnitt). Innerhalb der Sozialwissenschaften veranschlagen die Studierenden der Soziologie und der Psychologie mit 12,4 Fachsemester deutlich länger zu studieren als die Politologen mit 11,3 und die Erziehungswissenschaftler mit 11,1 Semestern. Nahezu zwei Semester beträgt die Differenz in der erwarteten Fachstudiendauer zwischen Medizin (13 Semester) und Zahnmedizin (11,2 Semester). Unter den Naturwissenschaften weist die Pharmazie mit Abstand den niedrigsten Durchschnittswert auf (9,2 Fachsemester; zum Vergleich: Mathematik und Chemie 11,9, Physik 12,5 Fachsemester). Im Bereich der Studienfächer, die zu den Ingenieurwissenschaften gerechnet werden, veranschlagen an beiden Hochschularten die Studentinnen und Studenten der Architektur am längsten zu studieren (Uni 13,5, FH 10,0 Fachsemester). Von allen Studiengängen an den Fachhochschulen weist das Wirtschaftsingenieurwesen mit durchschnittlich 10,8 Fachsemestern die längste erwartete Dauer auf; an den Universitäten rechnen die zukünftigen Wirtschaftsingenieure mit durchschnittlich 12,0 Fachsemestern - das sind mehr, als in den Wirtschaftswissenschaften (unter 11 Semestern), jedoch etwas weniger, als in den Ingenieurwissenschaften (12,2 bis 12,4 Fachsemester, ohne Architektur).

Erwerbsarbeit und Studienzzeit

Auf der einen Seite zunehmende Bereitschaft, das Studium zügig abzuschließen, auf der anderen Seite eine weitere Verlängerung der tatsächlich veranschlagten Studiendauer: Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Als ein gewichtiger Faktor hat sich die Erwerbstätigkeit neben dem Studium herausgeschält. Dabei wirkt sich Erwerbsarbeit während des Semesters in höherem Maße studienverlängernd aus als Arbeit während der Semesterferien.

Eine große Rolle spielt erwartungsgemäß die für Erwerbstätigkeit aufgewendete Zeit: Pro zehn Wochenstunden Erwerbsarbeit während des Semesters (einschl. Beschäftigung als Hilfskraft oder Tutor/in) veranschlagen die Studierenden an Universitäten wie an Fachhochschulen gut ein halbes Semester länger zu studieren.

Freilich ist der Zusammenhang zwischen wöchentlicher Arbeitszeit und geplanter Fachstudien-dauer nicht linear. Ein geringes Arbeitsdeputat bis zu fünf Wochenstunden im Semester ver-längert das Studium kaum. Folgen für die geplante Studiendauer machen sich erst bei höherer Arbeitszeit bemerkbar (vgl. Abbildung 6).



1) Für die Fachhochschulen sind die Gruppen mit über 20 Stunden Wochenarbeitszeit wegen kleiner Besetzungszahlen nicht ausgewiesen.

Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation WS 89/90, Fr. 44 und Fr. 61.

Bei den FH-Studenten, die für ihr Studium im Schnitt wöchentlich etwa fünf Stunden mehr aufwenden als die Uni-Studenten, tritt ein merkbarer Effekt auf die Studiendauer bereits ein, wenn fünf Stunden Wochenarbeitszeit überschritten werden, bei den Uni-Studenten erst bei Überschreitung von zehn Wochenstunden im Semester.

Die Verlängerung der geplanten Studiendauer bis zum Examen hängt mit der Zunahme der studentischen Erwerbstätigkeit seit 1987 zusammen, die mit Veränderungen in der Studienfinanzierung - weniger durch BAföG-Mittel, häufiger durch eigene Erwerbstätigkeit - einherging.

Tendenz zum Erwerb von Zusatzqualifikationen

Ein anderer, hierzu komplementärer Faktor langer Studiendauern ist in der Tendenz der Studierenden zu sehen, **Zusatzqualifikationen** zu erwerben und generell in ihr Studium Elemente einzubauen, von denen sie eine Verbesserung ihrer Berufschancen erwarten. Aussichtsreich erscheinen den Studierenden, neben einem raschen Abschluß und neben praktischen Arbeitserfahrungen während der Studienzeit, vor allem ein zeitweises Studium im Ausland, Teilnahme an Forschung und eventuell ein Zweit- oder Aufbaustudium, den Uni-Studenten weiterhin die Promotion, den FH-Studenten eine Berufsausbildung vor dem Studium. Insoweit diese Optionen der Studiengestaltung den Abschluß hinausschieben - und bei den drei zuletzt genannten Elementen liegt das auf der Hand - konterkarieren sie den Wunsch nach einem zügigen Studium und stellen die Studierenden so vor ein Dilemma. Zumindest in bezug auf Auslandsaufenthalte schlägt sich die Einschätzung des Nutzens durchaus in der Studiengestaltung nieder, denn in den 80er Jahren sind die Anteile derer, die im Ausland zu studieren oder jedenfalls einen Sprachkurs oder ein Praktikum zu absolvieren vorhaben, angestiegen.

Nun wirken sich Auslandssemester freilich nur in geringem Maße auf die Fachstudien-dauer aus: Uni-Studenten, die im Ausland studiert haben, veranschlagen im Schnitt lediglich ein Fünftel-semester mehr. (An den Fachhochschulen verfügen zu wenig Studierende über Auslandserfahrung, um den Effekt verläßlich bestimmen zu können.) Von geringer Bedeutung für die geplante Studiendauer sind ebenfalls der Leistungsstand im Studium, die Teilnahme an fachfremden Kursen und, entgegen der Erwartung, die Wohnsituation, bewertet im Hinblick auf die Möglichkeit zu konzentriertem Lernen und Arbeiten.

Weitere Faktoren der Studienzeitverlängerung

Stärkere Einflüsse auf die Studiendauer üben dagegen, neben der Erwerbstätigkeit, Zeitverluste bei der Wiederholung von Prüfungen, Wechsel der Universität, Studienunterbrechung und die Antizipation gravierender Probleme der Stellenfindung nach Studienabschluß aus.

Studentinnen und Studenten, die nach eigener Aussage Zeit verloren haben, weil sie aufgrund organisatorischer Regelungen nicht bestandene Klausuren oder Prüfungen erst später wiederholen konnten, rechnen in der Tat mit einer erheblich längeren Studiendauer (Universitäten:

plus 0,8, Fachhochschulen: plus 1,4 Fachsemester). Studierende an Universitäten, die den Hochschulort gewechselt haben, veranschlagen im Schnitt ein Drittsemester später abzuschließen als die "Seßhaften". Studienunterbrechungen verzögern den Abschluß nicht nur um die Dauer der Unterbrechung, sondern strecken auch die Fachstudiendauer um durchschnittlich 1,7 Semester (Uni) bzw. 1,4 Semester (FH), freilich mit einer erheblichen Variation zwischen den Fächergruppen, von plus 0,8 Semester bei den Wirtschaftsstudenten bis 2,6 Semester bei den Sozialwissenschaftlern an Universitäten.

Weiterhin veranschlagen jene Uni-Studierenden, die nach Ausbildungsabschluß mit Schwierigkeiten rechnen, überhaupt Arbeit oder jedenfalls eine ihrer Ausbildung entsprechende Stelle zu finden, um 0,4 Semester länger zu studieren als die weniger pessimistischen Kommilitonen. Auch in diesem Punkt treten erhebliche Fachunterschiede auf; die Naturwissenschaftler lassen sich in ihrer Studienplanung von den Beschäftigungsaussichten überhaupt nicht beeinflussen, die Studierenden des Sozialwesens an Fachhochschulen planen sogar ein kürzeres Studium, wenn die Berufseinmündung problematisch erscheint.

Studierende zwischen Zielkonflikten

Als Fazit der Analysen sind drei Punkte festzuhalten: Ein Großteil der Studierenden strebt sehr wohl nach Studieneffizienz. In ihren Studienstrategien orientieren sich immer mehr Studierende bewußt auf eine Verbesserung ihrer individuellen Berufschancen hin, wozu sie auch einen rascheren Studienabschluß zählen.

Da die Studienstrategien für verbesserte Berufschancen zum Teil nur schwer miteinander vereinbar sind - typisches Beispiel: rascher Abschluß versus Erwerb von Zusatzqualifikationen - stehen die Studierenden vielfach vor einem Dilemma, die verschiedenen Anforderungen miteinander in Einklang zu bringen.

Für den Trend zu immer längeren Studienzeiten sind nicht zuletzt auch äußere Rahmenbedingungen der Studiensituation verantwortlich, wie ungünstige Berufsaussichten und vor allem zunehmende Erwerbstätigkeit neben dem Studium, die wiederum im Zusammenhang mit Veränderungen im Bereich der Studienfinanzierung zu sehen ist.

8 Studierenertrag und Arbeitskultur

Die Leistungen der Hochschule in der Lehre beschränken sich nicht allein darauf, fachwissenschaftliche Kenntnisse und methodisch-wissenschaftliches Denken zu vermitteln. Mit dieser "Kernfunktion" sind weitere Leistungen verknüpft: der Erwerb beruflicher Qualifikation, die Förderung allgemeiner Bildung und kultureller Standards, die Vermittlung von Kompetenzen zur politischen Meinungsbildung und öffentlichen Verantwortung.

Weit gespannter Erwartungshorizont der Studierenden

Die Studierenden haben an die Hochschule und das Studium einen weitgespannten Erwartungshorizont: In den Mittelpunkt der universitären Aufgaben rücken sie zwar die fachlich-berufliche und wissenschaftliche Qualifikation, aber Allgemeinbildung, persönliche Entwicklung, der Aufbau politischer und sozialer Kompetenzen wie die Stärkung des öffentlichen Verantwortungsbewußtseins werden als Aufgaben der Hochschule ebenfalls erwartet.

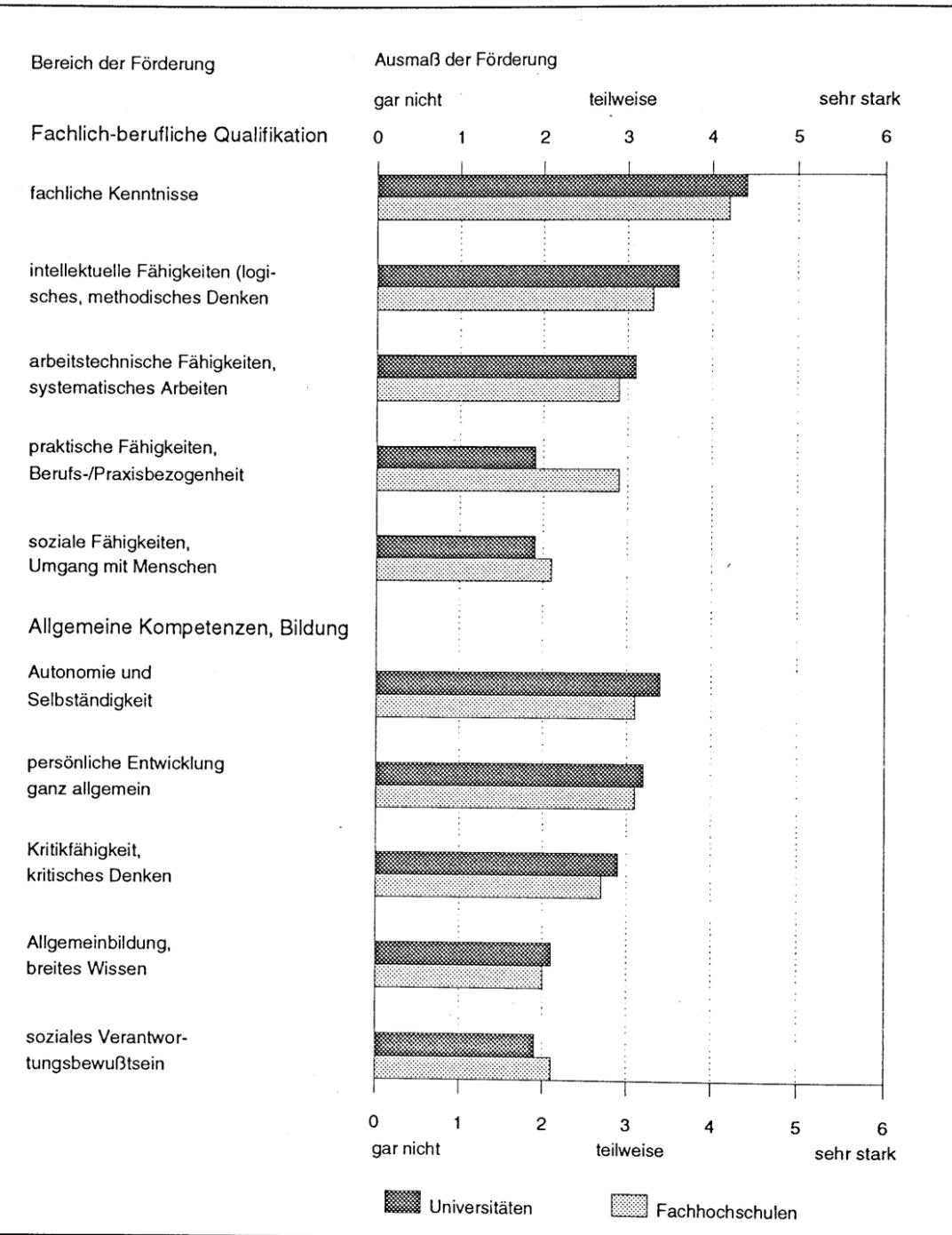
Die Befassung mit dem Studierenertrag in seinen verschiedenen Facetten erscheint aus zwei praktisch wichtigen Gründen lohnenswert: Erstens vermag das Thema der 'Lehrqualität' nur dann sinnvoll bearbeitet zu werden, wenn wir Genaueres darüber wissen, welche Elemente der Lehrqualität in welchem Umfang den Studierenertrag befördern. Zweitens kann man aus den Analysen über Zusammenhänge zwischen der Arbeitskultur in den Fächern und dem jeweiligen Studierenertrag wichtige hochschuldidaktische Folgerungen zur Verbesserung der Lehre ableiten, die über die Evaluation eines einzelnen Dozenten oder einer einzelnen Veranstaltung hinausweisen.

Insgesamt recht gute Förderung in den fachlichen Kenntnissen

In unseren Erhebungen haben die Studierenden eine "Ertragsbilanz" ihres bisherigen Studiums gezogen, und zwar hinsichtlich Elementen der fachlich-beruflichen Qualifikationen wie Elementen außerfachlicher Kompetenzen und Bildung (vgl. Abbildung 7). Mit großer Stabilität über die vier Erhebungen hinweg nehmen die Studierenden eine differenzierte Ertragsbilanz ihres Studiums vor. Insbesondere in ihren fachlichen Kenntnissen sehen sie sich insgesamt recht gut gefördert. Dies ist ein wichtiger Erfolg, denn auf den Gewinn fachlicher Kenntnisse ist die primäre Studienmotivation der meisten Studierenden gerichtet. Ganz ordentlich schätzen die Studierenden außerdem den Ertrag hinsichtlich intellektueller Fähigkeiten, Autonomie und Selbständigkeit sowie der persönlichen Entwicklung ganz allgemein ein.

Mager erscheint ihnen demgegenüber der Ertrag in Aspekten ihrer sozialen Bildung, und, an den Universitäten vor allem, hinsichtlich praktisch-beruflicher Fähigkeiten. Darin unterscheiden sich die beiden Hochschularten am stärksten, denn an der Fachhochschule wird die Förderung praktischer Fähigkeiten weit häufiger auf der Habenseite verbucht. Etwas geringer wird dort dagegen der Ertrag im Bereich der persönlichen Bildung und Selbständigkeit eingeschätzt.

Abbildung 7
Förderung durch das Studium nach Hochschulart
(Mittelwerte)



Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 74: "Geben Sie bitte an, inwieweit Sie in den folgenden Bereichen durch Ihr bisheriges Studium gefördert worden sind."

Unterschiedliche Ertragsprofile in den Fächergruppen

Zwischen den Fächergruppen bestehen unterschiedliche Ertragsprofile: In der Medizin, den Natur- und Ingenieurwissenschaften wird der Gewinn an fachlichen Kenntnissen deutlich an die Spitze des persönlichen Studenertrages gestellt. Besonders einseitig sehen sich die Mediziner gefördert: für ihre individuelle Bildung haben sie nur wenig durch das Studium gewonnen. Studierende der Sozialwissenschaften haben im Fächervergleich am wenigsten Förderung in ihren fachlichen Kenntnissen erhalten; dagegen in stärkerem Maße hinsichtlich ihrer außerfachlichen Kompetenzen.

Neben der Fachzugehörigkeit kann die Semesterzahl plausiblerweise von Einfluß auf den Studenertrag sein. In der Tat: in nahezu allen Aspekten wird im **Studienverlauf** ein gewisser Fortschritt verzeichnet, besonders deutlich (mit einem Plus von etwa zehn Prozentpunkten) fällt der Zugewinn an Universitäten für fachliche Kenntnisse aus; aber auch für intellektuelle Fähigkeiten, die allgemeine persönliche Entwicklung und die Kritikfähigkeit.

Zusammenhänge zwischen Studenertrag und Fachumwelt

Um den Zusammenhängen zwischen Studenertrag und Fachumwelt auf die Spur zu kommen, sind zum einen Charakteristika der **Arbeitskultur** heranzuziehen (wie Leistungshöhe, Gliederung des Studienaufbaus, wie Forschungs- oder Praxisbezug und soziales Klima), zum anderen Elemente der **Lehrqualität** zu berücksichtigen (und zwar in Inhalt und Aufbau, in der Didaktik und Betreuung). Folgende Befunde zum Studenertrag und dessen Bedingungen seien hervorgehoben.

Die Förderung fachlicher Kenntnisse wird durch eine Vielzahl von Faktoren beeinflusst, im Vordergrund steht die inhaltliche Qualität der Lehre (7,3 % aufgeklärte Varianz), aber auch eine gute Gliederung bzw. ein guter Aufbau des Studienganges ist bedeutsam; noch etwas wichtiger als dieser Aufbau ist die Qualität der Vermittlung des Stoffes in den Lehrveranstaltungen.

Anders sieht es bei den **praktischen Fähigkeiten** aus: Sie werden vor allem durch praktische Übungen, durch Praxisbezug und praktische Bewährung gefördert (17 % aufgeklärter Varianz). Ein gelungener Forschungsbezug trägt ebenfalls zur Verbesserung praktischer Befähigung bei - verständlicherweise, insofern Forschung häufig Teil einer wissenschaftlich fundierten Praxis ist.

Eine bessere Förderung der **intellektuellen Fähigkeiten** im Sinne eines logischen, methodischen Denkens wird dann festgestellt, wenn eine gute inhaltliche Qualität der Lehre in Verbindung mit einem vertieften Forschungsbezug erfahren wurde. In deutlicher Weise - mehr noch als bei den anderen beiden fachlich-beruflichen Qualifikationen - schlägt sich hier die Möglichkeit, eigene Interessenschwerpunkte zu setzen, günstig nieder.

In besonderem Maße steigert sich der Ertrag bei den **außerfachlichen Kompetenzen**, d.h. den Komponenten von 'Bildung', wenn die Setzung eigener Interessenschwerpunkte und die Mitwirkungsmöglichkeiten an Lehrveranstaltungen im Studienfach stärker möglich war. Es tritt ein

Zugewinn an Allgemeinbildung, Kritikfähigkeit und sozialem Verantwortungsbewußtsein ein. Eine erhebliche Rolle spielen außerdem die guten Beziehungen zwischen Hochschullehrern und Studierenden als Teil des sozialen Klimas. Keinen, oder sogar einen tendenziell nachteiligen Einfluß hat dagegen das Setzen sehr hoher Leistungsnormen mit starker Reglementierung des Studienganges.

Der Erwerb **allgemeiner Kompetenzen**, d.h. die Förderung von Bildungsprozessen, setzt - folgt man den Erfahrungen der Studierenden - in der Tat hauptsächlich zwei Momente voraus; zum ersten Freiheit, zum zweiten Muße. Diese im Grunde "klassischen Einsichten" werden durch die Studierenden eindrucksvoll bestätigt. Als drittes Moment ist 'Bildung' zudem ein Resultat gelungener Kommunikation zwischen Lehrenden und Lernenden. Sie ist für Bildungsprozesse weit bedeutsamer als für fachlich-berufliche Qualifikationen, die eher auch bei 'sozialer Distanz' gedeihen können.

Der Eigenbeitrag der Studierenden zum Studienerfolg

Wie gut die Förderung im Studium ausfällt, ist nicht allein von der Arbeitskultur und Lehrqualität im jeweiligen Fach abhängig. Es ist auch abhängig von den Studierenden selbst, von ihrem zeitlichen Arbeitsaufwand, ihrer Arbeitsintensität wie ihrer Anstrengungsbereitschaft. Hinsichtlich des Gewinns fachlicher Kenntnisse ist die eigene Leistung als "Eigenbeitrag" der Studierenden nahezu gleichgewichtig zu veranschlagen wie die Gegebenheiten des Faches; bei der praktischen Befähigung sind dagegen die Angebote des Faches von ausschlaggebender Bedeutung.

Folglich besteht eine Verbindung zwischen dem Leistungsstand im Studium, bestimmt über die Leistungsrückmeldungen in Prüfungen, und der Förderung durch das Studium. Stets haben die "leistungsbesseren" Studierenden einen größeren Gewinn aus dem Studium gezogen. Freilich ist der "Mehrwert" des Studiums für sie am höchsten in den zentralen Bereichen fachlich-beruflicher Qualifikation, also dem Erwerb fachlicher Kenntnisse, der Übung logisch-methodischen Denkens sowie der Aneignung systematischer Arbeitstechniken. Darin weisen die "besseren" Studierenden ein merkliches Plus an erfahrener Förderung auf. Im Bereich der allgemeinen Kompetenzen verzeichnen sie vor allem in bezug auf Selbständigkeit und Autonomie eine bessere Förderung auf. Insgesamt haben die Leistungsbesseren mehr vom Studium oder zum Teil machen sie mehr daraus; für letzteres spricht ihre größere Leistungsbereitschaft und Wissensschaftsorientierung.

Forschungs- und Praxisbezug des Studiums

Die Lehrgestalt in den verschiedenen Fächern ist entweder durch vorherrschenden **Praxisbezug** oder durch den **Forschungsbezug** und die Forschungsorientierung der Lehre geprägt. Das wird auch unter den Stichworten "Berufsqualifikation" bzw. "forschendes Lernen" verhandelt.

Hinsichtlich der studentischen Förderung haben diese beiden Aspekte der Arbeitskultur fast gleichermaßen recht wenig Bedeutung für allgemeine Bildungsprozesse. Nicht der bloße For-

schungsbezug des "forschenden Lernens" ermöglicht demnach Bildungsprozesse, sondern in erster Linie jener Anteil "Eigentätigkeit", der darin enthalten ist. Im Bereich der fachlich-beruflichen Qualifikation hat der Forschungsbezug eine breiter gestreute Wirkung, und zwar in ähnlicher Weise auf alle Bereiche: er fördert "simultan"; der Praxis- oder Berufsbezug fördert dagegen "selektiv", im Grunde nur die praktisch-beruflichen Fähigkeiten.

Diese Befunde verweisen auf einen interessanten Umstand: Die beiden Aspekte von Forschungsbezug oder Praxisbezug stehen keineswegs in Widerspruch zueinander, sie können sich vielmehr produktiv ergänzen. Denn durch einen intensiven Forschungsbezug läßt sich auch die berufliche Qualifikation verbessern; und ein engerer Praxisbezug ermöglicht die Eröffnung von Forschungsfragen und eine eigenständigere Studienorientierung.

Richtige Dosierung der Anforderungen ausschlaggebend

Studierende sehen sich vielfältigen Anforderungen gegenüber, die aber in den einzelnen Fächern ganz unterschiedlich an sie herangetragen werden. Macht es sich im subjektiven Studierenertrag bemerkbar, wenn bestimmte Anforderungen als zuwenig, als zuviel oder als gerade richtig erfahren werden? Ist die "Dosierung" der Anforderungen wichtig; und was ist nachteiliger: die Über- oder die Unterforderung? Nach Auskunft der Studierenden kommt es in der Tat auf die "richtige Dosierung" an:

- 1) Wird zuviel an **bloßem Faktenwissen** verlangt, schmälert das besonders den Erwerb allgemeiner Kompetenzen. Für den Erwerb fachlich-beruflicher Qualifikationen ist die richtige Dosierung von Faktenwissen besonders wichtig, wobei ein zuwenig etwas schädlicher ist als ein zuviel.
- 2) Wie "Faktenwissen" ist ein zu hohes Maß an "**Arbeitsintensität**" schädlich für die Muße zur Allgemeinbildung. Und für den Gewinn fachlicher Kenntnisse und beruflicher Qualifikation bringt "Arbeitswut" nicht mehr, Unterforderung ist aber von gewissem Nachteil.
- 3) Ähnlich sieht es bei den "**regelmäßigen Leistungsnachweisen**" aus, nur sind die Zusammenhänge nicht so ausgeprägt, weisen aber sowohl bei den allgemeinen wie bei den fachlichen Aspekten in die gleiche Richtung.

Demnach kann man folgern: Übertriebene Arbeitsintensität, Verschulung und Konzentration auf Faktenwissen beeinträchtigen die Förderung von Allgemeinbildung, Kritikfähigkeit und Verantwortungsbewußtsein, während sie nicht ein Mehr an fachlich-beruflicher Qualifikation erreichen (verglichen mit einer angemessenen Anforderung). Allerdings wirkt sich Unterforderung im Bereich der fachlich-beruflichen Qualifikation tendenziell noch nachteiliger aus. Am günstigsten sind Anforderungsstrukturen, die eine richtige Dosierung von vorgegebener Regelung und individuellen Interessenschwerpunkten, Arbeitsfleiß und Muße zur Reflexion, Faktenwissen und tieferes Verständnis sowie Kritik miteinander verbinden. Darin liegt die Kunst der Studiengestaltung und die Qualität gelungener Lehre. Dabei bleibt eine gewisse Bandbreite in der

Balance solcher Anforderungen durchaus vertretbar, d.h. "gute Lehre" ist mit unterschiedlichen Gewichtungen und verschiedenartigen Stilen der Arbeitskultur vereinbar. Problematisch wird es, wenn Einseitigkeiten oder extreme Ausrichtungen vorliegen.

Problematische Arbeitskulturen für den Studierenertrag

Bestimmte Konstellationen von Arbeitskulturen erweisen sich als problematisch für einen breiteren Ertrag des Studiums. Sie bieten den Studierenden geringere Chancen, ihre fachlich-berufliche Qualifikation und ihre allgemeinen Kompetenzen gleichermaßen zu entwickeln. Folgt man den Erfahrungen und Urteilen der Studierenden, sind es vor allem zwei Konstellationen im Studium, in denen entweder die fachliche Qualifizierung oder die Allgemeinbildung weniger gefördert werden. Diese beiden Arbeitskulturen lassen sich folgendermaßen skizzieren.

Auf der einen Seite ist es eine Arbeitskultur der Verschulung mit hohen Hürden, vielen Reglementierungen und Vorgaben, einer Reduzierung auf das Erlernen von Fakten ohne Zeit zum eigenen Nachdenken oder das Entwickeln eigener Interessenschwerpunkte. Sie produziert in der Tat Absolventen, deren Fach- und Berufskompetenzen nicht einmal besser sind, als die jener mit angemessenen Anforderungsstrukturen, bei denen aber die Förderung von Allgemeinbildung und Autonomie leidet. Diese Arbeitskultur herrscht nach Aussage der Studierenden in der Medizin und den Ingenieurwissenschaften vor.

Auf der anderen Seite ist eine Arbeitskultur ebenfalls nachteilig, die allzu unregelt bleibt, anforderungsarm und unübersichtlich. In ihr fällt nicht nur die fachlich-berufliche Qualifikation schlechter aus (was rasch einleuchtet), sondern die allgemeine Bildung ist auch nicht besser (wie manche unterstellen), nicht einmal die Kritikfähigkeit. Denn solche Studienlandschaften produzieren mehr Desorientierung als Orientierung und 'Kritik' als 'Fähigkeit' bedarf der Kenntnisse und fachlichen Fundierung. Eine derartige Arbeitskultur erleben viele Studierende der Sozial- und Erziehungswissenschaften.

9 Hochschulentwicklung und Verbesserung der Studiensituation

Im Wintersemester 1989/90 ist der "Run" auf die bundesdeutschen Hochschulen ungebrochen; erstmals wurden mehr als 1.5 Millionen Studierende gezählt. Die Funktionsfähigkeit der Hochschulen wird zunehmend problematisch, und vielerorts ist sie nur durch erhöhtes Engagement der Beteiligten zu sichern. Angesichts solcher Bedingungen stehen Forderungen zur Hochschulentwicklung wieder stärker im Zentrum der bildungspolitischen Diskussion. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Vorstellungen und Forderungen zur Hochschulentwicklung aus der Sicht der Studierenden: Welchen Forderungen stehen sie positiv und welchen ablehnend gegenüber? Was wünschen oder fordern die Studentinnen und Studenten zur Verbesserung der eigenen Studienbedingungen?

Steigerung der Lehrqualität und inhaltliche Studienreform

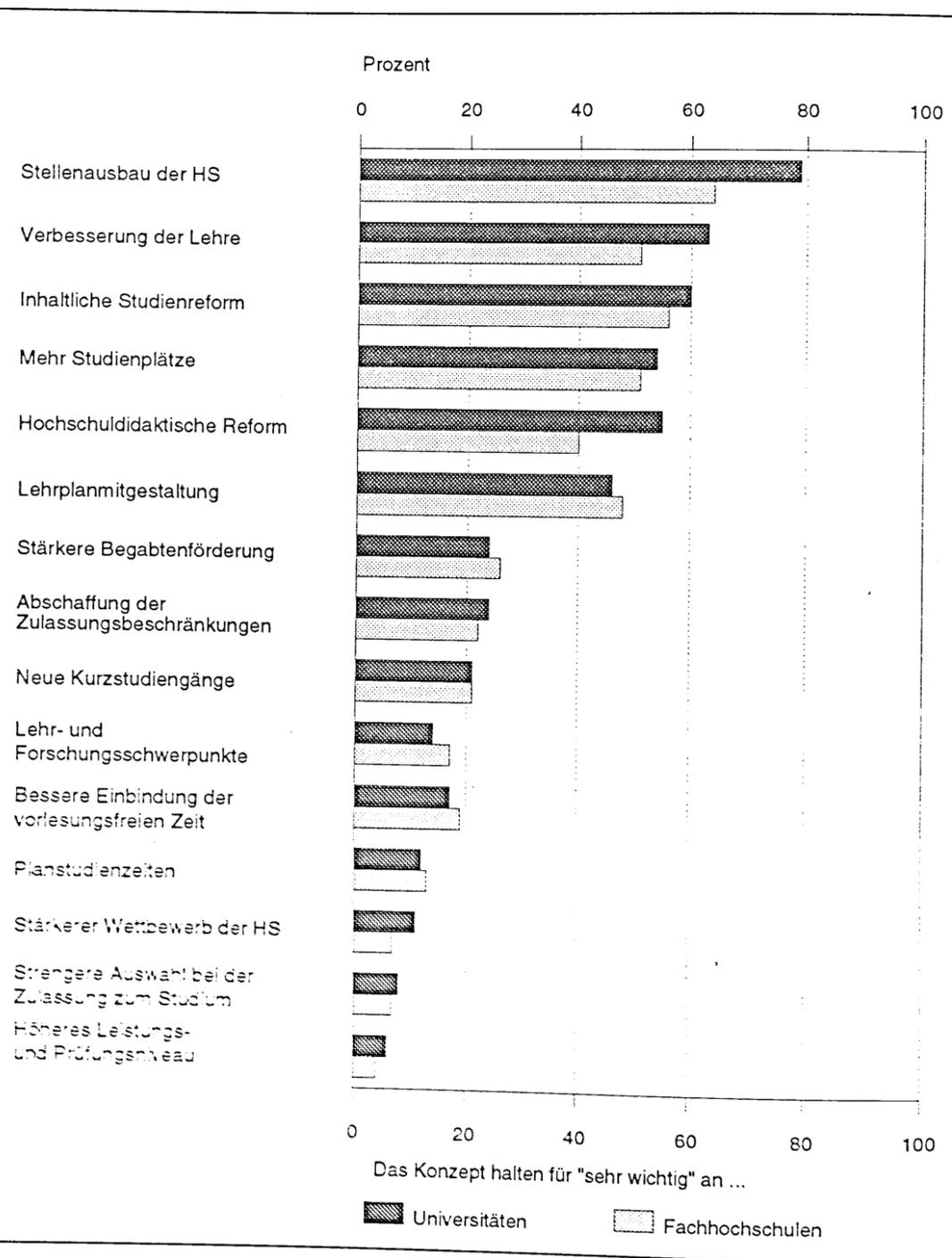
Obwohl das Interesse der Studierenden an hochschulpolitischen Fragen und Entwicklungen nicht sonderlich groß ist, sind die Studierenden doch mehrheitlich von der allgemeinen Reformbedürftigkeit der deutschen Hochschulen überzeugt. In den Detailfragen zur Hochschulentwicklung äußern sich die Studierenden meist sehr eindeutig und Schwerpunkte wie "Steigerung der Lehrqualität", "inhaltliche Studienreform" oder "Stellenausbau an den Hochschulen" haben weiter an Unterstützung gewonnen, während andere thematische Forderungen wie "Abschaffung der Zulassungsbeschränkungen" oder "Bildung von Lehr- und Forschungsschwerpunkten" seit dem WS 1982/83 kontinuierlich an Zustimmung verloren haben.

Von den studienbezogenen Themen hat der Bereich der Lehre und Didaktik naturgemäß für die Studierenden höchste Priorität. Dabei stehen an vorderster Stelle Maßnahmen zur "Verbesserung der Lehre" und eine "inhaltliche Studienreform" unter dem Stichwort: Entrümpelung der Studiengänge. Ein verbessertes Lehrangebot fordern an Universitäten fast zwei Drittel und an Fachhochschulen über die Hälfte der Studentenschaft (vgl. Abbildung 8).

Ein zentraler Bereich sind auch die hochschuldidaktischen Reformen im Lehrbetrieb, die seit 1983 für die Studierenden ständig an Bedeutung gewonnen haben. An Universitäten hat die Forderung nach hochschuldidaktischen Reformen seit dem WS 1982/83 um 14 Prozentpunkte auf 55 Prozent und an Fachhochschulen um 11 Prozentpunkte auf 40 Prozent zugenommen. Besonders wichtig sind den Studierenden in diesem Zusammenhang die Mitgestaltungsmöglichkeiten an den Lehrplänen.

Mehrheitlich halten die Studierenden es für nicht sehr wichtig, besonders begabte Studentinnen und Studenten stärker zu fördern. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß der Anteil der Studierenden, die eine Begabtenförderung für einen wichtigen Beitrag zur Hochschulentwicklung halten, seit 1987 an Universitäten und an Fachhochschulen gestiegen ist. Hielten 1987 die

Abbildung 8
 Rangfolge der Konzepte zur Hochschulentwicklung nach Hochschulart
 (Skala von 0 = sehr unwichtig bis 6 = sehr wichtig; Zusammenfassung: 5-6 = sehr wichtig)



Quelle: Konstanzer Projekt zur Studiensituation, WS 89/90, Fr.86.

verstärkte Förderung besonders begabter Studierender an Universitäten 33 Prozent für unwichtig und nur 19 Prozent für sehr wichtig, halten dies 1990 deutlich weniger für unwichtig, nämlich 21 Prozent, während nunmehr 24 Prozent dies für wichtig erachten. Ganz ähnlich ist die veränderte Haltung in diesem Zeitraum an den Fachhochschulen abgelaufen (Beurteilung als "unwichtig" von 31 auf 20 Prozent gefallen, als "wichtig" um 20 auf 26 Prozent gestiegen).

Ein weiteres Indiz dafür, daß Teile der Studentenschaft eine veränderte Einstellung zu diesem Themenbereich gewonnen haben, ist die Zunahme derjenigen, die für einen Teilerlaß der Jahrgangsbesten im Examen beim BAföG votieren, wobei auch hier die Hälfte der Studierenden eine solche Regelung weiterhin ablehnt.

Stellenausbau und mehr Studienplätze

Unter den Forderungen und Wünschen der Studierenden steht der Hochschulausbau an erster Stelle. Damit verbinden die Studierenden zwei Vorstellungen: zum einen den Stellenausbau für Hochschullehrer, der Vorrang genießt, zum anderen die Erhöhung der Zahl der Studienplätze. Fast vier Fünftel der Universitätsstudierenden und über zwei Drittel der Fachhochschulstudierenden sehen in einem Ausbau der Hochschullehrerstellen die Möglichkeit, ihre wahrgenommenen Kontakt- und Betreuungsdefizite, die gegenüber den Hochschullehrern bestehen, zu verbessern. In ihrer Forderung nach mehr Studienplätzen sehen die Studierenden derzeit eine unumgängliche Maßnahme zur Hochschulentwicklung. Seit dem WS 1986/87 hat diese Forderung ein Zustimmungplus von 17 Prozentpunkten bei der gesamten Studentenschaft erreicht; für mehr als die Hälfte der Studierenden stellt sie eine wichtige Aufgabe in der Hochschulentwicklung dar.

Während der quantitative Ausbau mit Hochschullehrerstellen und Studienplätzen unter den Studierenden zunehmend Anhänger findet, wird eine weitere Öffnung der Hochschulen von den Studierenden immer skeptischer beurteilt. Nur noch knapp ein Viertel der Studierenden sieht in der Abschaffung der Zulassungsbeschränkungen zum Hochschulstudium im gegenwärtigen Stadium ein taugliches Mittel zur Hochschulentwicklung (1983 stimmten noch zwei Fünftel für eine weitere Öffnung der Hochschulen). Das heißt jedoch nicht, daß die Studierenden eine strengere und damit selektivere Auswahl bei der Zulassung zum Studium erwägen.

Geringe Akzeptanz von Planstudienzeiten und Kurzstudiengängen

Administrative Studienzeitverkürzungen in jeglicher Form sind für die meisten Studierenden unakzeptabel. Dies trifft für Planstudienzeiten genauso zu wie für eine mögliche Einführung von Kurzstudiengängen. Die Durchsetzung von Planstudienzeiten werden durch die Studierenden an Universitäten (bei einer Vorgabe von 8 bis 9 Semestern) nur von 12 Prozent als wichtig beurteilt, dagegen von 60 Prozent deutlich abgelehnt - die übrigen haben dazu kein entschiedenes Urteil. Ähnlich fällt die Beurteilung der Planstudienzeit an den Fachhochschulen aus, wo 13 Prozent dafür votieren, aber 53 Prozent sich dagegen stellen. Auch in der Frage einer besseren

Einbindung der vorlesungsfreien Zeit in das Studium gibt sich die Studentenschaft zurückhaltend. Nur jeder Sechste an Universitäten und jeder Fünfte an Fachhochschulen hält hier Veränderungen für dringend.

Von einem stärkeren Wettbewerb zwischen den einzelnen Hochschulen hält die Studentenschaft mehrheitlich nicht viel, obwohl die Akzeptanz für diesen Vorschlag zur Hochschulentwicklung etwas zugenommen hat. Die Zustimmung für die Möglichkeit, an den Hochschulen Lehr- und Forschungsschwerpunkte einzurichten, fällt seit dem WS 1984/85 ständig rückläufig aus.

Das unterschiedlich starke Interesse an Fragen der Hochschulpolitik beeinflusst die Entscheidung der Studierenden für oder gegen einzelne Entwicklungsansätze. Studierende mit besonderem hochschulpolitischem Interesse unterstützen die Forderungen nach Stellenausbau, besserem Lehrangebot und hochschuldidaktischen Reformen wesentlich häufiger als weniger Interessierte. Sie setzen sich zudem stärker für "partizipative" und "egalitäre" Maßnahmen ein, wie Mitgestaltungsmöglichkeiten an den Lehrplänen oder eine weitere Öffnung der Hochschulen. Die an der Hochschulentwicklung weniger Interessierten legen das Schwergewicht ihrer Forderungen eher auf "reglementierende" und "elitäre" Konzepte, wie Einrichtung von Kurzstudiengängen, Einführung von Planstudienzeiten oder eine selektivere Auswahl bei der Studienzulassung.

Wünsche zur Verbesserung der Studiensituation

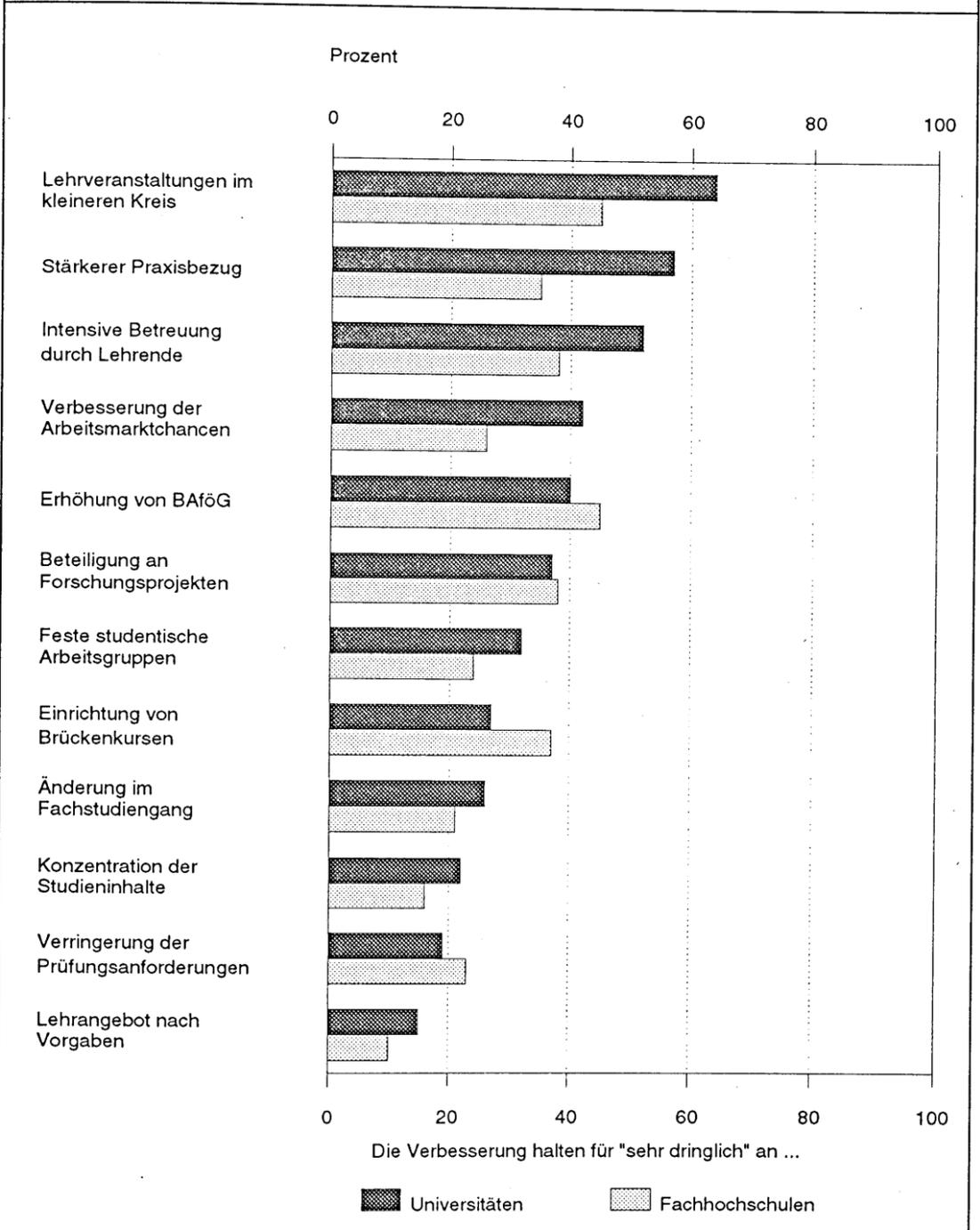
Entscheidend für die Wünsche und Forderungen zur Verbesserung der eigenen Studiensituation sind die Erfahrungen und die erlebten Probleme der Studierenden in den Hochschulen und in den Studienfächern. Am weitaus häufigsten wünschen Studierende an Universitäten, die ihre Studiensituation als besonders problematisch wahrnehmen, Verbesserungen ihrer unmittelbaren Studienbedingungen (vgl. Abbildung 9).

Die Hauptforderungen sind: (1) Lehrveranstaltungen im kleineren Kreis; (2) mehr Praxisnähe und (3) intensivere Betreuung im Studium durch die Lehrenden. Mit diesen auf das unmittelbare Umfeld der Lehre bezogenen Wünschen untermauern und ergänzen die Studierenden ihre konzeptuellen Forderungen zur Hochschulentwicklung. Sie werden weit häufiger von Studierenden an Universitäten vorgebracht als von Studierenden an Fachhochschulen.

Für die Studierenden an Fachhochschulen steht an zweiter Stelle der Wunsch, die Mittel nach BAföG zu erhöhen; das hängt mit ihrer vergleichsweise schlechteren finanziellen Situation zusammen. Auch die Forderung nach vermehrten "Brückenkursen" zur Aufarbeitung schulischer Wissenslücken wird häufiger von Studierenden an Fachhochschulen erhoben.

Die Forderungen und Wünsche, besonders der Universitätsstudierenden, beinhalten im Kern eine Kritik an der Überfüllung der Hochschulen und deren Folgen. An Universitäten nimmt eine große Anzahl der Studierenden diese Situation mittlerweile als stark belastend wahr (vgl. Kapitel 4, Tabelle 3). Deshalb steht der Wunsch nach Lehrveranstaltungen im kleineren Rahmen an

Abbildung 9
Wünsche zur Verbesserung der Studiensituation nach Hochschulart
(Skala von 0 = überhaupt nicht dringlich bis 6 = sehr dringlich, Zusammenfassung: 5-6 = sehr dringlich)



Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr.78.

erster Stelle. Dies unterstreicht nachdrücklich die hinsichtlich der Hochschulentwicklung gestellten Forderungen der Studierenden nach mehr Studienplätzen und einem Ausbau der Stellen für Hochschullehrer/innen.

Obwohl sich die Kontakthäufigkeit zwischen Lehrenden und Studierenden im Verlauf der 80er Jahre nicht verschlechtert hat, sind die Studierenden insgesamt mit diesen Betreuungs- und Kontaktgelegenheiten zunehmend unzufriedener. Immer mehr wünschen sich dringend, an Universitäten gegenwärtig 52 Prozent und an Fachhochschulen 38 Prozent, eine intensivere Betreuung durch die Lehrenden. Universitätsstudierende bemängeln außerdem mehrheitlich den zu geringen Praxisbezug im Studium, während hier Studierende an Fachhochschulen sich eindeutig besser versorgt fühlen. Dennoch halten auch an Fachhochschulen zwei Fünftel der Studierenden mehr Beteiligungsmöglichkeiten an Forschungsprojekten für sehr wichtig, um besser praxisorientiert ausgebildet zu sein.

Weniger häufig werden von den Studierenden feste studentische Arbeitsgruppen und die Einführung von "Brückenkursen" gewünscht, obwohl die tutorielle Betreuung innerhalb fester Gruppen für die Studierenden an Attraktivität gewinnt. In der Einrichtung von "Brückenkursen" zur Schließung schulischer Wissenslücken sehen am ehesten die FH-Studierenden einen Beitrag zur Verbesserung ihrer derzeitigen Studiensituation. Weit über die Hälfte der Studierenden berichtet allerdings, daß es Kursangebote dieser Art an ihren Hochschulen nicht gibt.

Die gegenwärtigen Probleme an den Hochschulen spiegeln sich zusammengefaßt in den zentralen Forderungen der Studierenden zur Hochschulentwicklung und in den häufigsten Wünschen zur Verbesserung der Studiensituation wider. Hochschulreformkonzepte wie Stellenausbau im Hochschulbereich, Verbesserung der Lehrqualität durch inhaltliche und didaktische Reformen, mehr Studienplätze und Mitgestaltung an den Lehrplänen decken oder ergänzen sich mit den unmittelbaren Verbesserungswünschen der Studierenden wie Lehrveranstaltungen im kleineren Kreis, mehr Praxisbezug oder intensivere Betreuung durch die Lehrenden.

Die wichtigsten Forderungen sind unmittelbar studienzentriert und betreffen hauptsächlich den Bereich der Lehre. Administrative Änderungsvorschläge wie Studienzeiterkürzungen oder Anhebung des Prüfungsniveaus sind dagegen für die meisten Studierenden wenig akzeptabel. Die vehementesten Forderungen und Wünsche gehen von den Universitätsstudierenden aus, wobei der Bedarf auch für die Fachhochschulstudierenden nicht zu übersehen ist; besonders in der BAföG-Versorgung sehen sie größere Defizite als Universitätsstudierende. Entscheidend für die Zukunft werden, neben einer quantitativ verbesserten Ausstattung der Hochschulen, die inhaltlichen Verbesserungen im Lehrbetrieb sein, bis hin zu einer mehr praxis- und forschungsorientierten Ausbildung mit erhöhter Betreuungs- und Beratungsqualität durch die Lehrenden.

10 Berufsaussichten und Arbeitsmarkt

Der Arbeitsmarkt für Hochschulabsolventen bleibt starken Veränderungen unterworfen, und die Berufschancen der Studierenden sind nach wie vor von Studienfach zu Studienfach sehr unterschiedlich. Beide Umstände werfen eine ganze Reihe wichtiger Fragen auf: Wie schätzen die Studierenden selbst ihre Berufsaussichten ein? Zu welchen Belastungen im Studium führen ungünstige Arbeitsmarktperspektiven? Wie reagieren Studierende auf mögliche Schwierigkeiten, nach Studienende eine Stelle zu finden? Zeigen sie sich flexibel in ihren Ansprüchen - und wo liegen die Grenzen ihrer Anpassung an den Arbeitsmarkt?

Insgesamt günstigere Arbeitsmarktperspektiven

Die Signale des Arbeitsmarktes kommen bei den Studierenden an und werden von ihnen registriert: Sie beurteilen ihre beruflichen Aussichten seit Mitte der 80er Jahre wieder weit günstiger als zu Anfang des Jahrzehnts. Damals schätzten große Teile der Studentenschaft (insgesamt zwei Fünftel) ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt ausgesprochen schlecht ein: Entweder befürchteten sie Dequalifikation, d.h. keine der Ausbildung entsprechende Stelle zu erhalten, oder sogar Erwerbslosigkeit, zumindest aber beträchtliche Schwierigkeiten, überhaupt eine Stelle zu finden. In vielen Fächern rechnete über die Hälfte der Studierenden mit zeitweiser Arbeitslosigkeit nach dem Studium. Mittlerweile hat sich der düstere Himmel über dem Arbeitsmarkt aufgehellt, wenngleich über manchen Fachgebieten die dunklen Wolken noch keineswegs verschwunden sind. Zurückgegangen ist erfreulicherweise insbesondere die Sorge, nach dem Studium überhaupt keine Arbeit zu finden: seit 1985 an den Universitäten um zehn, an den Fachhochschulen um fünfzehn Prozentpunkte (vgl. Abbildung 10).

Unter den Studierenden an Fachhochschulen herrscht hinsichtlich der beruflichen Zukunft sogar wieder weitgehend Optimismus vor. An den Universitäten rechnet jedoch immer noch fast jeder Dritte mit größeren Arbeitsmarktproblemen wie Dequalifikation (14 Prozent) oder zeitweiser Arbeitslosigkeit (17 Prozent). Außerdem bestehen weiterhin große Unterschiede zwischen den Studienfächern und zwischen Männern und Frauen (vgl. dazu Kapitel 5).

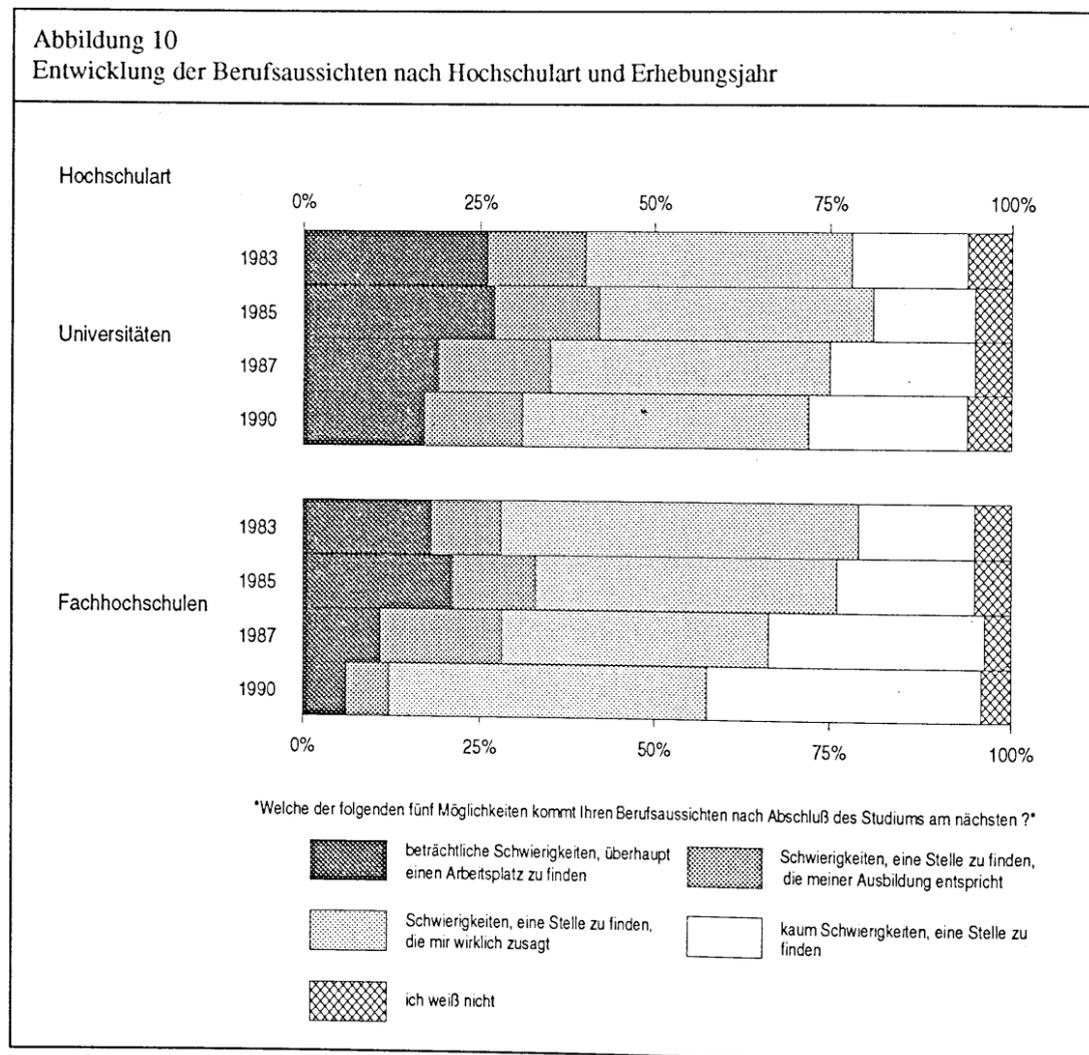
Weiterhin große Fachunterschiede in den Berufsaussichten

Besonders optimistisch blicken gegenwärtig die Studierenden der Ingenieurwissenschaften (mit Ausnahme des Studienganges Architektur) und der wirtschaftswissenschaftlichen Fächer (vor allem die Betriebswirte und Wirtschaftsingenieure) in die berufliche Zukunft. Hier fürchtet nicht einmal mehr jeder zehnte Studierende Dequalifikation oder Arbeitslosigkeit. Das ist im übrigen unabhängig davon, ob das Fach an einer Fachhochschule oder Universität studiert wird.

Demgegenüber antizipiert in Fächern der Geistes- und Sozialwissenschaften immer noch ein Großteil der Studierenden erhebliche Arbeitsmarktprobleme. Nach Studienabschluß womöglich erst einmal erwerbslos zu sein, das erwarten vor allem Studierende der Kunstwissenschaften

(36%), Germanistik (34%), Geschichte (30%), Erziehungswissenschaft (30%) sowie Anglistik (29%) und Psychologie (28%). Aber auch in einigen Fächern der Naturwissenschaften sehen Studierende derartige Engpässe des Arbeitsmarktes: in Biologie (28%), Erdkunde (27%) und Geologie (22%).

Für die Studierenden der Humanmedizin haben sich - im Gegensatz zum allgemeinen Trend - die Berufsaussichten während der achtziger Jahre stark verschlechtert (in abgeschwächter Weise auch in der Zahnmedizin). Anfang der achtziger Jahre hegte in diesen Fächern kaum jemand Befürchtungen, einen angemessenen Platz in der Berufswelt zu finden. In der Humanmedizin sehen mittlerweile 41 Prozent, der höchste Anteil in einem Fach, nach dem Studium erhebliche Schwierigkeiten der Stellenfindung auf sich zukommen.



Quelle: Konstanzer Projekt Hochschulsozialisation, WS 89/90, Fr. 98.

Zum Besseren haben sich die beruflichen Perspektiven der Lehramtskandidaten nach ihrer Einschätzung entwickelt. Wer vor zehn Jahren auf ein Lehramt hin studierte, gleichgültig ob in den Geistes- oder Naturwissenschaften, sah damals so gut wie keine Chance, in den Schuldienst übernommen zu werden. Nunmehr schätzen die Lehramtskandidaten ihre beruflichen Chancen weder besser noch schlechter ein als ihre Kommilitonen in den gleichen Fächern, die mit dem Magister oder Diplom abschließen wollen.

Die günstigere Sicht der Studierenden an Fachhochschulen hinsichtlich des späteren Zugangs auf den Arbeitsmarkt lassen sich nicht auf die Hochschulart zurückführen, die sie besuchen. Vielmehr sind sie allein auf das Vorhandensein und Fehlen bestimmter Fächer zurückzuführen. Vergleicht man nämlich die Studierenden der Fächer, die an beiden Hochschularten - Universitäten und Fachhochschulen - vertreten sind (Technik, Wirtschaft, Sozialwesen), dann verschwinden die Unterschiede völlig. Insofern ist es nicht berechtigt - folgt man der Einschätzung der Studierenden - von einer generell günstigeren Situation für Absolventen der Fachhochschulen zu sprechen. Im Fach Sozialwesen oder im Fach Architektur erscheint den Studierenden der Übergang in den späteren Beruf gleichermaßen problematisch wie den Studierenden in den analogen universitären Fächern.

Schlechte Berufsaussichten verunsichern und belasten im Studium

Befürchtungen hinsichtlich ihrer Arbeitsmarktchancen gehen an den Studierenden keineswegs spurlos vorüber, vor allem wenn sie Dequalifikation oder Arbeitslosigkeit befürchten. Viele empfinden die Zukunftsunsicherheit als belastend. Studierende der höheren Semester sind davon verständlicherweise noch stärker betroffen; neben den Prüfungsstreß tritt dann vermehrt die Sorge, was danach beruflich werden soll. Das Näherrücken von Studienabschluß und Berufsübergang dämpft manch optimistische Erwartungen, die noch am Studienanfang gehegt wurden.

Schlechte Berufsaussichten sind ein ernstzunehmender Streß-Faktor im Studium, der Studienmotivation und Studienintegration beeinträchtigt. Sie tragen dazu bei, die Studienzeit zu verlängern: Zum einen verringern sie die Bereitschaft, das Studium rasch abzuschließen, zum anderen verbleiben manche an der Hochschule, vor allem an den Universitäten, weil der Status als 'Student' vorteilhafter erscheint als die Lage als 'Arbeitsloser'. Nicht wenige wollen ihr Studium verlängern, um zusätzliche Qualifikationen zu erwerben, von denen sie sich eine Verbesserung ihrer Berufschancen versprechen. Ein solches Zweit-, Aufbau- oder Ergänzungsstudium, um die Berufschancen zu verbessern, fassen jedenfalls 16 Prozent der Studierenden an Universitäten und 21 Prozent der Studierenden an Fachhochschulen als "sehr wahrscheinlich" ins Auge.

Umorientierung hinsichtlich der angestrebten Tätigkeitsfelder

Die Studierenden an Universitäten, insbesondere der Geistes- und Sozialwissenschaften, haben auf die veränderten Arbeitsmarktbedingungen in starkem Maße reagiert. Das wird nirgendwo so deutlich wie in ihrer Umorientierung hinsichtlich späterer Tätigkeitsfelder, die sie anstreben.

Auffällig ist ihre starke Hinwendung zu einer Tätigkeit in der Privatwirtschaft, vormalig für viele von ihnen ein geradezu mit einem Tabu belegter Tätigkeitsbereich. Denn 1983 wollten von den Studierenden an Universitäten 21 Prozent "bestimmt nicht" in die Privatwirtschaft, 1990 ist dieser Anteil auf 13 Prozent gefallen; dagegen erwägen nunmehr 67 Prozent, "bestimmt" oder "vielleicht" eine spätere Tätigkeit in diesem Bereich, was 1983 nur 52 Prozent vorhatten.

Ein anderer Bereich hat dagegen an Attraktivität verloren: alternative Tätigkeiten und Projekte. Ihnen gegenüber hat gleichzeitig eine innere Distanzierung stattgefunden, denn alternative Werte und Überzeugungen werden von den Studierenden längst nicht mehr so geteilt wie zu Beginn des Jahrzehnts, als alternative Haltungen unter ihnen weit verbreitet waren (vgl. Kapitel 11).

Die Verbesserung der erwarteten Chancen beim Eintritt in den Arbeitsmarkt steht in Beziehung zum Wandel in den angezielten Tätigkeitsbereichen. Denn Studierende, die eine Tätigkeit in der Privatwirtschaft vorhaben, schätzen ihre Schwierigkeiten bei der Stellenfindung erheblich geringer ein als Studierende, die später in den verschiedenen Bereichen des öffentlichen Dienstes, in Organisationen ohne Erwerbsscharakter oder in alternativen Projekten arbeiten wollen.

Hohe Flexibilität der Studierenden im Zugang zum Arbeitsmarkt

Handelt es sich lediglich um eine Übergangszeit, sind viele Studierende bereit, ganz verschiedene Tätigkeitsbereiche für eine zeitweise Berufsausübung in Betracht zu ziehen; sie sind in ihren Präferenzen dann wenig festgelegt. Eine solche Flexibilität zeigen sie ebenfalls, wenn man sie nach ihren möglichen Reaktionen fragt, falls Probleme bei der Stellenfindung auftreten. Man kann daher den Studierenden insgesamt wohl kaum den Vorwurf machen, sie seien in ihrem Arbeitsmarktverhalten zu wenig flexibel. Sie sind größtenteils bereit, Belastungen und Umwege in Kauf zu nehmen; auch ein zeitweises Ausweichen in fachfremde oder schlechter bezahlte Tätigkeiten schließen sie nicht aus.

Zu beachten ist aber: nur sehr wenige Studierende können sich vorstellen, auf Dauer einer Tätigkeit nachzugehen, die ihrer Ausbildung nicht entspricht (ganz wenige Mediziner, etwas mehr Sozialwissenschaftler). Denn letztendlich wollen sie ihre fachlichen Qualifikationen und wissenschaftlichen Kompetenzen in einer entsprechenden, anspruchsvollen Berufstätigkeit einbringen. Die Gefährdung dieser Zukunftsperspektive markiert gleichsam die Sollbruchstelle der beruflichen Flexibilität von Studierenden, denn fachliche Qualifikation und professionelle Zugehörigkeit bilden den Kern ihrer sozialen Identität. Meinen Studierende daher, nur unter Preisgabe dieser Identität sich beruflich etablieren zu können, führt das zu verstärkten Irritationen.

Studienstrategien für bessere Berufsaussichten

Die strukturellen Bedingungen des Arbeitsmarktes haben die Studierenden nicht in der Hand. Aber die individuellen Voraussetzungen eines günstigeren Zugangs zum akademischen Arbeitsmarkt können durch die Studiengestaltung sehr wohl beeinflusst werden. Welche Studi-

enstrategien halten die Studierenden selbst für geeignet, um ihre persönlichen Berufsaussichten zu verbessern; was empfehlen sie?

Vier Aspekte der Studiengestaltung beurteilen die Studierenden an Universitäten wie Fachhochschulen vor allem als nützlich, um ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu steigern:

- schnell und zielstrebig das Studium abzuschließen,
- während des Studiums praktische Arbeitserfahrungen zu sammeln,
- zeitweise im Ausland zu studieren und
- an einem Forschungsprojekt/-praktikum teilzunehmen.

Im Verlauf der 80er Jahre sehen zunehmend mehr Studierende zum einen in der effizienten Studienanlage, zum anderen in Studienerfahrungen im Ausland einen positiven Effekt für ihre Berufschancen. In der höheren Bewertung dieser beiden Aspekte können Reaktionen der Studierenden auf die öffentlichen Diskussionen um Studiendauer und Auslandsstudium gesehen werden - vor allem unter der Perspektive der europäischen Integration. In der Tat ist zu verzeichnen, daß die Studierenden vermehrt auf ein rasches Studium Wert legen und häufiger über Auslandserfahrungen verfügen oder Aufenthalte im Ausland einplanen (vgl. Kapitel 2).

Dagegen halten die Studierenden weder eine frühzeitige Spezialisierung noch eine fachübergreifende Studienanlage für besonders nützlich, um ihre Berufsaussichten zu verbessern. In ihrer Wahrnehmung ist weder der bloße "Fachspezialist" noch der breite "Generalist" auf dem akademischen Arbeitsmarkt in besonderer Weise gefragt.

Überblickt man die Empfehlungen der Studierenden, wie das Studium im Hinblick auf bessere berufliche Startchancen anzulegen sei, wird viel, zum Teil sogar Widersprüchliches verlangt. Denn sowohl Studienphasen im Ausland als auch Arbeitserfahrungen außerhalb der Hochschule tragen vielfach zur Verlängerung der Studienzeiten bei - sie stehen somit in gewissem Widerspruch zur Erwartung, das Studium möglichst rasch abzuschließen.

Informationsstand über die Arbeitsmarktsituation

Konkrete Schritte zur Stellenfindung hat die Mehrheit der Studierenden noch nicht unternommen: 66 Prozent an den Universitäten, 60 Prozent an den Fachhochschulen geben an, in dieser Richtung noch nicht aktiv geworden zu sein. Gegen Ende des Studiums nehmen die Aktivitäten zwar zu, aber nicht in starkem Maße.

Die Zurückhaltung der Studierenden, sich um einen Arbeitsplatz zu bemühen, schlägt sich in ihrem Informationsstand über den Arbeitsmarkt nieder. An Universitäten räumen 36 Prozent, an Fachhochschulen 28 Prozent ein, sie seien über die Arbeitsmarktsituation in ihrem angestrebten Tätigkeitsfeld zu wenig informiert. An den Universitäten hat seit Mitte der 80er Jahre dieses Informationsdefizit sogar leicht zugenommen.

Im Informationsstand über den akademischen Arbeitsmarkt sind einige Fachunterschiede auffällig: Geisteswissenschaftler bezeichnen sich seltener als gut informiert (nur ein Viertel), Wirtschaftswissenschaftler und angehende Ingenieure weit häufiger (gut zwei Fünftel). Das Interesse an Informationen über den Arbeitsmarkt hängt hauptsächlich von der grundlegenden Haltung zum Studium ab: Ist sie überwiegend auf die berufliche Qualifikation und den materiellen Ertrag ausgerichtet, dann bemühen sich die Studierenden eher um Informationen und verfügen folglich über einen höheren Informationsstand.

In der Regel herrscht unter den Studierenden ein recht hohes Informations- und Beratungsbedürfnis vor, das allerdings von vielen Studierenden kaum in eigene Bemühungen umgesetzt wird (Informationssuche, Sprechstundenbesuch). Jedenfalls sind die berufliche Beratung und die Hilfe und Unterstützung bei der Berufsfindung für die meisten Studierenden von großer Bedeutung. Über drei Viertel halten eine berufliche Beratung an der Hochschule für wichtig, fast ein Drittel darunter sogar für sehr wichtig. Medizinstudenten nennen einen derartigen Beratungsbedarf mittlerweile am häufigsten, was einmal mehr ihre starke Verunsicherung durch die verschlechterten Berufsaussichten belegt.

Folgerungen für die Studien- und Berufsberatung

Die Unterstützung bei der Berufsfindung und Stellensuche sollte als eine eigene Aufgabe von den Hochschulen anerkannt und in Zusammenarbeit mit den Arbeitsämtern auch von ihnen in geeigneter Weise übernommen werden. Über die Formen und Wege solcher Unterstützung kann manche Anregung von amerikanischen Hochschulen abgeschaut werden, die sich dieser Aufgabe nicht entziehen. Insgesamt müßte die Beratung und Betreuung der Studierenden in beruflichen Fragen früher einsetzen, um den sich kumulierenden Belastungen in den höheren Semestern entgegenzuwirken. Gezielter wären zudem die "Problemgruppen" in einzelnen Fächern anzusprechen, um den "Teufelskreis" aus schlechten Berufsaussichten, Demotivation und Informationsdefiziten, der sich leicht einstellt, rechtzeitig aufzubrechen.

Im Feld der beruflichen Beratung und Hilfen erscheint ebenfalls eine besondere "Frauenförderung" vonnöten. Sicherlich gehört dazu in erster Linie, ihnen gleiche Startchancen ins Berufsleben zu eröffnen (auch als Nachwuchs-Wissenschaftlerinnen an den Hochschulen). Solange für sie noch Zugangsbarrieren bestehen, wären diese Nachteile durch besondere Unterstützung in der Studienzeit auszugleichen.

Studienphasen im Ausland ebenso wie praktische Erfahrungen in der Berufswelt haben sich für die individuelle Entwicklung der Studierenden und für ihre Berufschancen gleichermaßen bewährt; diese Möglichkeiten sollten daher erweitert angeboten und genutzt werden. Allerdings wären sie derart auszulegen und in die Studiengänge zu integrieren, daß dadurch nicht unnötige Verlängerungen der Studienzeiten entstehen, was gegenwärtig noch allzu häufig der Fall ist.

11 Politische Haltungen und gesellschaftliche Orientierungen

Das **allgemeine politische Interesse** ist unter den Studierenden an Universitäten deutlich stärker als an Fachhochschulen: An den Universitäten bekunden 55 Prozent, an den Fachhochschulen 46 Prozent ihr sehr starkes Interesse am allgemeinen politischen Geschehen. Nachdem das politische Interesse in den achtziger Jahren an beiden Hochschularten abgenommen hatte, ist es im WS 1989/90 wiederum angestiegen. Männer interessieren sich etwas häufiger für das allgemeine politische Geschehen als Frauen, wobei die Differenz an Universitäten zwischen Frauen und Männern größer ist als an den Fachhochschulen.

Für die **studentische Politik an der Hochschule** interessiert sich ein größerer Teil der Studierenden gar nicht: an Universitäten wie Fachhochschulen annähernd zwei Fünftel. Nur eine kleine Minderheit von sieben Prozent an Universitäten und fünf Prozent an Fachhochschulen bekundet ein starkes Interesse. Die Abstinenz gegenüber studentischer Politik hatte bis Mitte der 80er Jahre zugenommen und ist seitdem nahezu gleich geblieben.

Verschiebungen im politischen Interesse zwischen den Fächergruppen

Im Profil des allgemeinen politischen Interesses sind zwischen den Fächergruppen in den 80er Jahren einige bedeutsame Verschiebungen eingetreten. Anfang der 80er Jahre waren vor allem Studierende der Sozialwissenschaften und Rechtswissenschaften am politischen Geschehen interessiert; nunmehr liegen die Juristen allein vorne: mit 70 Prozent führen sie mit deutlichem Abstand vor den anderen Fächergruppen.

Insgesamt hat sich in den Sozialwissenschaften an Universitäten und im Sozialwesen an Fachhochschulen eine Verringerung des politischen Engagements vollzogen: Die Studierenden in diesen Fächerbereichen weisen keinesfalls mehr einen deutlichen Vorsprung aus; sie haben sogar die Juristen und die Kulturwissenschaftler an sich vorbeiziehen lassen.

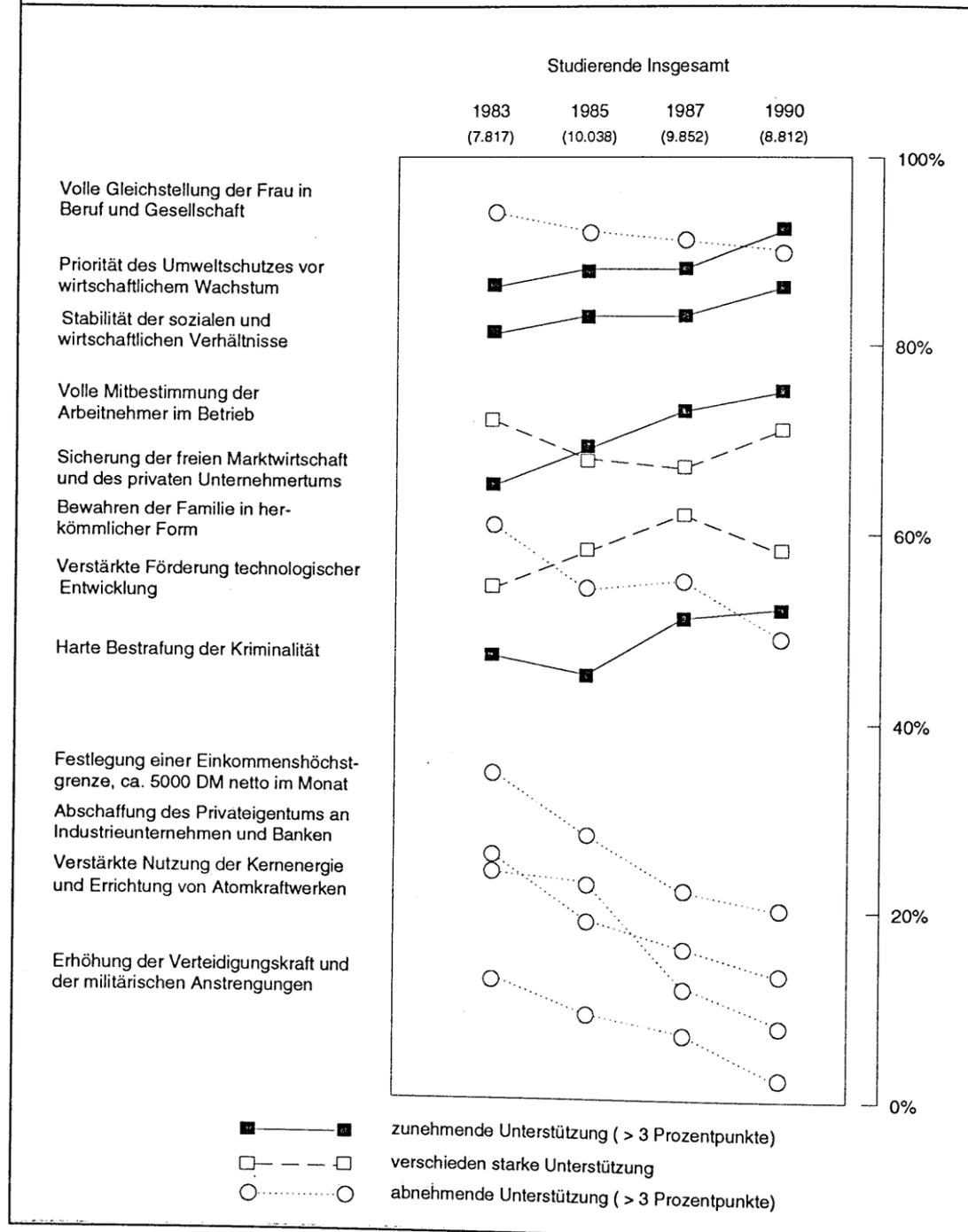
Mehr Unterstützung für die freie Marktwirtschaft

In den 80er Jahren haben sich in der Unterstützung und Ablehnung allgemeiner politischer Ziele starke Verschiebungen ergeben, die sich auch in einer veränderten Präferenz für politische Grundrichtungen niederschlagen.

Die Unterstützung oder Ablehnung politischer Ziele hat für zwei Vorgaben einen deutlichen Zugewinn erbracht (vgl. Abbildung 11).

- für die Sicherung der freien Marktwirtschaft und des privaten Unternehmertums (Zustimmung nunmehr 74 Prozent an Universitäten, sogar 80 Prozent an Fachhochschulen) und
- für die Forderung nach harter Bestrafung der Kriminalität (Anstieg seit 1985 von 42 auf 49 Prozent an Universitäten, von 56 auf 61 Prozent an Fachhochschulen).

Abbildung 11
 Unterstützung politischer Ziele durch Studierende in den 80er Jahren
 (Skala von -3 = lehne völlig ab bis +3 = stimme völlig zu; zusammengefaßt +1 bis +3 = "Zustimmung")



Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 109.

Vermehrte Ablehnung 'sozialistischer' Prinzipien, aber auch des Ausbaus der Kernenergie und der militärischen Verteidigung

Vier Ziele werden dagegen aufgrund vermehrter Ablehnung kaum noch unterstützt. Zum einen sind es die beiden "sozialistischen" Prinzipien einer Einkommensnivellierung und der Abschaffung des Privateigentums an Industrieunternehmen und Banken (Ablehnung nunmehr etwa drei Viertel an Universitäten und Fachhochschulen).

Zum anderen finden zwei weitere Ziele, die bereits früher wenig Anklang fanden, noch weniger Befürworter. Stark abgenommen hat die Unterstützung für den Ausbau der Kernenergie (gefallen von über 20 Prozent auf unter zehn Prozent) sowie für die Erhöhung der Verteidigungskraft und der militärischen Anstrengungen, dem früher noch knapp zehn Prozent zustimmten, 1990 gerade noch zwei Prozent.

In diesen Veränderungen sind Reaktionen der Studierenden auf aktuelle Ereignisse zu sehen: der Zusammenbruch des planwirtschaftlichen Sozialismus in Osteuropa, die Tschernobyl-Reaktorkatastrophe sowie die Auflösung des Ost-West-Konfliktes mit seinem Bedrohungspotential.

Votum für Gleichstellung der Frau, Umweltschutz und gesellschaftliche Stabilität

Die drei wichtigsten politischen Ziele unter den 14 vorgelegten sind den Studierenden:

- die Durchsetzung der vollen Gleichstellung der Frau in Beruf und Gesellschaft (bei leicht abnehmender Unterstützung);
- die Priorität des Umweltschutzes vor wirtschaftlichem Wachstum (bei steigender Tendenz);
- die Stabilität der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse (bei ebenfalls steigender Tendenz).

Jeweils mehr als vier Fünftel der Studierenden an Universitäten wie an Fachhochschulen unterstützen diese Ziele. Die Durchsetzung der vollen Gleichstellung der Frauen, aber auch die Priorität des Umweltschutzes wird von Studentinnen häufiger und nachhaltiger unterstützt als von den Männern. In anderen Zielbereichen gibt es ebenfalls klare geschlechtsspezifische Differenzen. Männer befürworten stärker die Förderung technologischer Entwicklungen und das Bewahren der Familie in herkömmlicher Form; Frauen sind noch entschiedener gegen den Ausbau der Kernenergie.

Gefestigtes Grundverständnis einer offenen und kontroversen Demokratie

Die Frage nach den Einstellungen zu demokratischen Prinzipien bezieht sich auf das Grundverständnis einer pluralistischen, offenen und kontroversen, dabei gewaltfreien Demokratie. Dieses Grundverständnis einer pluralistischen und kontroversen Demokratie wird von der Studentenschaft an Universitäten wie an Fachhochschulen nahezu einmütig geteilt. Es hat sich in den 80er Jahren sogar noch weiter ausgebreitet und gefestigt.

Fast einstimmigen Konsens findet das Recht auf Meinungsfreiheit und deren öffentliche Vertretung. Am ehesten umstritten bleibt unter den Studierenden, ob "Streiks und Demonstrationen" das höhere Gut sind oder die "öffentliche Ordnung", wenngleich auch hier eine Tendenz zur Höherwertung der öffentlichen Ordnung zu konstatieren ist (ausgeprägter an den Fachhochschulen). Bei dieser Frage bestehen nach wie vor die größten Unterschiede zwischen den Fächergruppen. Vor allem Ökonomen und Ingenieure an Universitäten und Fachhochschulen sowie Jura-Studenten halten es eher mit der öffentlichen Ordnung, während Sozial- und Kulturwissenschaftler häufiger das Recht auf Streiks und Demonstrationen betonen.

Verbreitete Ablehnung von Gewalt bei Konflikten

Die Akzeptanz von Gewalt (in dem Sinne, daß es auch in demokratischen Gesellschaften Konflikte gäbe, die mit Gewalt ausgetragen werden müssen) ist bei den Studierenden kaum noch anzutreffen: die Zustimmung liegt so niedrig wie zu keinem anderen Erhebungszeitpunkt in den 80er Jahren (an beiden Hochschularten 5 Prozent). Die Ablehnung ist an Universitäten von 85 Prozent (1987) auf 90 Prozent (1990) gestiegen, an Fachhochschulen im gleichen Zeitraum bei 89 Prozent geblieben. Kaum noch Unterschiede zwischen den Fächergruppen gibt es hinsichtlich dieser Akzeptanz von Gewalt bei Konflikten, weil sie nunmehr auch von den Sozialwissenschaftlern in nahezu gleichem Ausmaß wie in den anderen Fächergruppen abgelehnt wird.

Zunehmende Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen

In ihren **Haltungen gegenüber den politischen Verhältnissen** erweisen sich die Studierenden noch distanzierter und kritischer. Ein großer Teil der Studierenden, nahezu zwei Drittel, sieht die gegenwärtige Politik in ihren Grundzügen falsch ausgerichtet: zu stark am Wachstum und den Interessen der Industrie und zu wenig an der Lebensqualität der Menschen. Diese grundsätzliche Kritik teilen, bei leicht steigender Tendenz, 64 Prozent der Universitäts- und 62 Prozent der Fachhochschulstudenten.

Nicht ganz so verbreitet ist die Kritik an Politikern und etablierten Parteien, sie würden wichtige und dringende Probleme vernachlässigen; dies halten aber immerhin jeweils 43 Prozent an Universitäten und Fachhochschulen für zutreffend. Demgegenüber wird dem Parlamentarismus nicht so häufig kritisch begegnet: Jeweils weniger als ein Viertel meint, er böte nicht ausreichende Möglichkeiten für eine demokratische Interessenvertretung der Bevölkerung, wobei diese kritische Haltung sich in den letzten Jahren leicht abgeschwächt hat.

Individuelle Freiheit vergrößert, soziale Gleichheit verringert

Vorstellungen und Urteile, die sich auf die gesellschaftlichen Verhältnisse beziehen, haben einen hohen Signalwert für längerfristige Trends. Sie bilden zugleich einen Rahmen, in den Urteile zu spezifischeren Bereichen eingefügt sind, die deshalb zum großen Teil nur unter Berücksichtigung dieses Kontextes angemessen interpretiert werden können.

Zwischen der Verwirklichung individueller Freiheit und sozialer Gleichheit gibt es nach dem Urteil der Studierenden eine gegenläufige Entwicklung. Die Verwirklichung der Freiheit erscheint deutlich mehr Studierenden als Anfang der 80er Jahre gelungen (Zunahme an Universitäten um 13 Prozentpunkte, an Fachhochschulen um neun Prozentpunkte auf 51 bzw. 52 Prozent, die urteilen, das Ausmaß individueller Freiheit sei "gerade richtig"). Dagegen konstatieren die Studierenden bei der sozialen Gleichheit häufiger Defizite (an Universitäten 85 Prozent bei einer Zunahme um sechs Prozentpunkte seit 1985, an Fachhochschulen 84 Prozent bei einer Zunahme um neun Prozentpunkte). Für die Studierenden hat sich die soziale Ungleichheit in den 80er Jahren vergrößert, zugleich haben individuelle Freiheiten zugenommen.

Mehr wirtschaftliche Stabilität und soziale Sicherheit

In besonderer Weise hat unter den Wohlfahrtszielen nach Ansicht der Studierenden die wirtschaftliche Stabilität zugenommen: über zwei Drittel gehen 1990 von einer "gerade richtigen" wirtschaftlichen Stabilität aus; vor acht Jahren war es nur ein Fünftel. Die damalige Einschätzung kann als ein verbreitetes ökonomisches Krisenbewußtsein unter den Studierenden interpretiert werden, das weitgehend verflogen ist.

Das ist begleitet von einem leichten Zugewinn an sozialer Sicherheit, obwohl in dieser Hinsicht noch viele Studierende (fast die Hälfte) Mängel konstatieren. Für die Mehrheit der Studierenden haben wir eine "Überflußgesellschaft", denn nur wenige sind der Ansicht, es gebe "zu wenig" materiellen Wohlstand (Uni 13 Prozent; FH 9 Prozent).

Sicht der Aufstiegschancen erheblich aufgehellter

Die günstige Sicht der Entwicklung wirtschaftliche Stabilität und gesellschaftlicher Wohlfahrt wird durch die **Beurteilung der Aufstiegschancen** bestätigt. Das heißt nicht, daß die Mehrheit der Studierenden diese rosig sieht, aber der Anfang der 80er Jahre stark verdüsterte Horizont hat sich erheblich aufgehellt. Damals meinten an Universitäten wie Fachhochschulen etwa zwei Drittel der Studierenden, die Aufstiegschancen würden sich eher verschlechtern, 1990 ist es an beiden Hochschularten jeweils nur noch etwa ein Drittel, das sie eher pessimistisch beurteilt. Allerdings bleibt zu beachten, daß hinsichtlich der Entwicklung auch einige Unsicherheit herrscht, denn der Anteil Studierender, die sich kein Urteil zutrauen, hat an beiden Hochschularten auf fast ein Viertel zugenommen. Die Unsicherheit ist vor allem unter den Frauen groß, die auch insgesamt seltener die positive Sicht der Männer teilen.

Wende in der Beurteilung von Wettbewerb

Noch deutlicher haben sich die Einschätzungen der **Funktionen des Wettbewerbs** verändert: hier ist tatsächlich von einer Wende zu sprechen. Die Zustimmung zur Aussage "Ohne Wettbewerb strengen sich die Menschen nicht an" ist zwischen 1983 und 1990 an Universitäten von 30 auf 45 Prozent, an Fachhochschulen von 38 auf 48 Prozent stark angestiegen. Demgegenüber

hat die Aussage "Der gegenseitige Wettbewerb zerstört die Solidarität der Menschen" viel an Zustimmung verloren: Sie ist an Universitäten von 49 auf 32 Prozent, an Fachhochschulen von 44 auf 30 Prozent gefallen.

Das Verhältnis der Anteile einer positiven Sicht und einer negativen Sicht des Wettbewerbs hat sich nahezu umgekehrt: Nunmehr überwiegt die positive Sicht des Wettbewerbs. Man kann von einer Renaissance der positiven Idee vom Wettbewerb sprechen.

Studentinnen bleiben skeptischer und kritischer

Diese Trends werden von Studentinnen und Studenten in ähnlicher Weise getragen. Frauen sind gegenüber der positiven Funktion des Wettbewerbs jedoch skeptischer geblieben und schätzen die negative Funktion, im Sinne einer Zerstörung von Solidarität, immer noch beträchtlich höher ein als die männlichen Kommilitonen.

Hinsichtlich des Aspekts, daß jeder eine faire Chance habe, nach oben zu kommen, sind sie sogar deutlich kritischer als die Männer; und auch die Leistungsgerechtigkeit des Einkommens wird von ihnen häufiger bezweifelt. Hier wird das Urteil in starkem Maße durch die geschlechtsspezifische Chancenwahrnehmung und soziale Lage geprägt: Frauen sehen sich weniger leistungsgerecht behandelt an und nehmen für Frauen seltener faire Chancen für einen Aufstieg wahr.

Abkehr von alternativen Orientierungen weiter fortgesetzt

Die Abkehr der Studierenden von alternativen Orientierungen, ausgeprägt zwischen 1983 und 1985, abgeschwächt zwischen 1985 und 1987, hat sich bis 1990 weiter fortgesetzt; dies ist zu bilanzieren, wenn man die **Zustimmung und Ablehnung alternativer Einstellungen** im Zeitverlauf verfolgt. Vor allem die weitreichende Konsequenz, einer "Gründung von autonomen Lebens- und Arbeitskollektiven" wird immer häufiger abgelehnt. Die Ablehnung stieg seit 1983 von etwa einem Drittel auf fast die Hälfte in 1990, und zwar an Universitäten wie Fachhochschulen in ähnlichem Ausmaß.

Auch der "andere Grundwert", wonach die Selbstverwirklichung und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit das vorrangige Lebensziel ist, findet weniger vehemente Zustimmung. Die "Selbstaktualisierung" als zentraler Grundwert breitet sich in den 80er Jahren bei der "jungen Intelligenz" keineswegs weiter aus, er verliert vielmehr an Attraktivität oder stagniert. Dennoch bleibt festzuhalten, daß Selbstverwirklichung weiterhin für sehr viele Studierende ein wichtiger Grundwert geblieben ist.

Die Verweigerung gegenüber traditionellen Leistungsnormen und der Ausstieg aus beruflichen Zwängen, als Indikatoren einer alternativen Orientierung gegenüber dem Lebensbereich der Arbeit, haben sich leicht abgeschwächt; sie werden heute eher abgelehnt, während sie Anfang der 80er Jahre eher noch zustimmend akzeptiert wurden. Dies gilt jedoch hauptsächlich für die Stu-

dierenden an Universitäten; denn unter den Studierenden an Fachhochschulen ist bei diesen Haltungen zu Leistungsnormen und beruflichen Zwängen von 1987 auf 1990 wieder ein gewisser Attraktionsgewinn der alternativen Orientierungen eingetreten. Diese gewissen Anzeichen einer gegenläufigen Tendenz an den Fachhochschulen haben sich ebenfalls bei den Haltungen gegenüber der Technik gezeigt.

Weniger Studierende wollen auf materiellen Wohlstand verzichten

Sowohl an Universitäten wie an Fachhochschulen sind es zunehmend weniger Studenten, die für einen Verzicht auf materiellen Wohlstand votieren. Dies fällt insbesondere im Vergleich zur Studentengeneration Anfang der 80er Jahre auf: an Universitäten ist die Ablehnung eines solchen Verzichts von 38 auf 51 Prozent angestiegen. An den Fachhochschulen ist der Trend ähnlich, aber längst nicht so ausgeprägt wie an den Universitäten: dort stieg die Ablehnung des Verzichts auf materiellen Wohlstand von 51 Prozent auf 57 Prozent. Auf die Studentenschaft insgesamt bezogen bedeutet dies einen Prozeß der Angleichung zwischen den Studierenden der beiden Hochschularten.